



Impulse für die
Kulturarbeit mit Älteren

Dokumentation zum Fachtag
am 11. Oktober 2011
in der Akademie
Franz Hitze Haus in Münster

Inhalt

Einführung	2
Tagungsprogramm	4
Kulturgeragogik Eine Standortbestimmung Hans Hermann Wickel	5
Kreativität im Alter Eine Herausforderung in einer Gesellschaft des langen Lebens Ursula Lehr	11
Generationen im Dialog Ein Modellprojekt Thomas Kupser	18
RosenResli Kultur für Menschen mit Demenz Hans-Robert Schlecht und Florian Oliver Schlecht	22
Radiorauschen und Kantorentango Der „Experimentalchor Alte Stimmen“ Bernhard König	24
Von Peter Kraus bis Woodstock Biografiearbeit mit Menschen im dritten Lebensalter Sabine Sautter	30
Die Früchte des Lebens ernten... Biografie-Theater im Seniorenzentrum Susanne Vedder	36
Anhang	
Die Weiterbildung „Kulturgeragogik“ Kulturarbeit mit Älteren	38
Kompetenz für Kultur und Bildung im Alter Ein Arbeitsfeld des Instituts für Bildung und Kultur	39
Weiterführende Literatur	40

Einführung

Das Alter(n) hat sich stark gewandelt. Viele Menschen sind bis ins hohe Alter geistig und körperlich fit und möchten aktiv an der Gesellschaft partizipieren. Gerade die Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur beinhaltet vielfältige Entwicklungspotenziale für den Einzelnen. Sie fördert nicht nur den kreativen Selbstaussdruck, sondern schafft Anlässe für soziale Teilhabe, für lebenslanges Lernen und vermittelt für das Alter wichtige Schlüsselkompetenzen. Künstlerische Aktivität kann somit bei der Alltagsbewältigung helfen und trägt zu mehr Lebensqualität und Zufriedenheit bei.

Die neue Disziplin „Kulturgeragogik“, die Erkenntnisse der Gerontologie und Geragogik mit kulturpädagogischen Methoden kombiniert, berücksichtigt die spezifischen Erfordernisse für die künstlerisch-kulturelle Arbeit mit älteren Menschen. Seit Mai 2011 bietet die Fachhochschule (FH) Münster in Zusammenarbeit mit dem Remscheider Institut für Bildung und Kultur (IBK) eine Fortbildung unter diesem Namen für Fachkräfte aus der Sozial- und Kulturarbeit an, die vom Ministerium für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter des Landes Nordrhein-Westfalen (MGEPA NRW) gefördert wird.

Auf dem „Ersten Fachtag Kulturgeragogik“ am 11. Oktober 2011 in der Akademie Franz Hitze Haus in Münster diskutierten über 140 Fachkräfte der Sozialen Arbeit, Altenhilfe und Pflege, Kulturpädagoginnen und -pädagogen sowie Künstlerinnen und Künstler, wie die Bedürfnisse Älterer in die Entwicklung qualitativ hochwertiger und zeitgemäßer kulturpädagogischer Angebote in Alten- und Pflegeheimen, Alten- und Kultureinrichtungen aufgegriffen werden können.

Wie solche Angebote in der Praxis aussehen können, zeigte der Chor 60+ der Westfälischen Schule für Musik mit afrikanischen Rhythmen, Gesang und Percussion zum Auftakt des Fachtags. Mit Grußworten von Staatssekretärin Marlis Bredehorst vom MGEPA NRW, die besonders die Bedeutung einer wohnortnahen Versorgung – auch mit kulturellen Angeboten – für die Lebensqualität im Alter hervorhob, und Prof. Richard Korff, Vizepräsident der FH Münster, wurde der Tag eingeleitet.

Prof. Hans Hermann Wickel nahm eine Standortbestimmung der Kulturgeragogik vor. In seinem Beitrag stellte er den Hintergrund und die Entstehung der Disziplin dar. Er zeigte auf, welche Entwicklungsbedarfe bestehen, um flächendeckende, barriere-

freie und qualitativ hochwertige Angebote für die verschiedenen kulturellen Bedürfnisse älterer Menschen zu etablieren. Prof. Ursula Lehr forderte in ihrem Vortrag, die Aufmerksamkeit stärker auf die Ressourcen des Alters mit seinen vielfältigen kreativen und kulturellen Möglichkeiten zu lenken.

Am Nachmittag gab es in fünf Workshops Anregungen für die kulturpraktische Arbeit mit Älteren. Der Medienpädagoge Thomas Kupser vom JFF – Institut für Medienpädagogik in Forschung und Praxis in München stellte das preisgekrönte Projekt „Generationen im Dialog“ vor, das neue kreative Ansätze für die intergenerationelle Medienarbeit entwickelt hat. Hans-Robert und Florian Oliver Schlecht aus Stuttgart stellten die Initiative „RosenResli – Kultur für Menschen mit Demenz“ vor, die Betroffene und ihre Angehörigen ins Museum, ins Theater, ins Konzert oder die Oper begleitet. Mit praktischen Übungen, Spielen und musikalischen Improvisationen gab der Komponist und Konzertpädagoge Bernhard König einen lebendigen Einblick in seine Arbeit mit dem Kölner „Experimentalchor für Alte Stimmen“, der sich an aufgeschlossene und kulturell aktive Menschen ab 70 Jahren richtet. In zwei weiteren Workshops stand die Methode des biografischen Arbeitens im Zentrum. „Von Peter Kraus bis Woodstock“ nannte die Erwachsenenbildnerin Sabine Sautter ihren Workshop, der sich mit der Kulturbioografie derjenigen befasste, die heute über 60 und über 70 Jahre alt sind. Die Sozialpädagogin und Theaterpädagogin Susanne Vedder hingegen zeigte in ihrem Workshop „Die Früchte des Lebens ernten...“, wie sie mit hochaltrigen Menschen in Pflegeheimen mit Mitteln des Biografietheaters arbeitet.

Parallel zu den Workshops fand ein Fachforum statt, in dem Expertinnen und Experten aus Kultur, Altenarbeit, Bildung und Forschung über Ziele und Bedarfe der Kulturgeragogik sowie notwendige Rahmenbedingungen diskutierten, um älteren Menschen nachhaltig Zugang zu kulturgeragogischen Angeboten zu ermöglichen. Neben einer stärkeren Vernetzung zwischen Kulturpraxis und Berufsgruppen, die in der Altenarbeit tätig sind, wurde die Forderung nach einer stärkeren Unterstützung von Seiten der Politik, aber auch der Forschung laut, damit bedarfsgerechte und qualitätsvolle Angebotsstrukturen entwickelt werden können.

Mit einem Blues „Wenn ich 90 bin“ endete der „Erste Fachtag Kulturgeragogik“. Darin brachten die 140 Teilnehmenden, Referentinnen und Referenten, unter Klavierbegleitung des Kölner Komponisten Bernhard König, ihre ganz persönliche Vision vom Alter in ein improvisiertes Musikstück ein – ein kulturelles Highlight zum Abschluss eines Tages, der eine Vielzahl neuer Impulse für die Kulturarbeit mit Älteren gegeben hat.

Tagungsprogramm

Erster Fachtag Kulturgeragogik

11. Oktober 2011 in der Akademie Franz Hitze Haus, Münster

10.00 Uhr **Musikalische Einstimmung**
Chor 60+ der Westfälischen Schule für Musik unter der Leitung von Hajnalka Keveceg

Begrüßung und Einführung

Grußworte

Marlis Bredehorst, Staatssekretärin im Ministerium für Gesundheit, Emanzipation,
Pflege und Alter des Landes Nordrhein-Westfalen

Prof. Dr.-Ing. Richard Korff, Vizepräsident für Lehre, Forschung und Weiterbildung der
Fachhochschule Münster

Kreativität im Alter – Eine Herausforderung in einer Gesellschaft des langen Lebens

Prof. Dr. Dres. h.c. Ursula Lehr, Bundesministerin a. D.

Kulturgeragogik – Eine Standortbestimmung

Prof. Dr. Hans Hermann Wickel, Fachhochschule Münster

12.30 Uhr **Mittagessen**

14.00 Uhr **Workshops**

1. Generationen im Dialog – Mediale Brücke zwischen Jung und Alt

Thomas Kupser, JFF – Institut für Medienpädagogik in Forschung und Praxis

2. RosenResli – Kultur für Menschen mit Demenz

Hans-Robert und Florian Oliver Schlecht

3. Neue Töne für alte Stimmen

Bernhard König, Büro für Konzertpädagogik

4. Von Peter Kraus bis Woodstock – Biografiearbeit mit Menschen im dritten Lebensalter

Sabine Sautter, LebensMutig – Gesellschaft für Biografiearbeit

5. Die Früchte des Lebens ernten... Biografie-Theater im Seniorenzentrum

Susanne Vedder

Forum Kulturgeragogik (14.00 bis 17.00 Uhr)

Prof. Dr. Hans Hermann Wickel und Almuth Fricke, Institut für Bildung und Kultur

15.15 Uhr **Kaffee und Kuchen**

15.45 Uhr **Workshops**

Wiederholung der Workshops 1 bis 5

17.00 Uhr **Ergebnisse aus dem Forum Kulturgeragogik**

Ausklang

Chor-Improvisation mit Bernhard König

17.30 Uhr **Ende der Fachtagung**



Kulturgeragogik

Eine Standortbestimmung

Von Hans Hermann Wickel

Zu Beginn zwei anregende Zitate, diesmal nicht von Berühmtheiten und aus der Hochkultur, sondern unmittelbar aus dem Alltagsleben gegriffen: „The older the fiddle, the sweeter the tune“ – „Je älter die Geige, umso lieblicher der Ton“ – so könnte man ein altes irisches Sprichwort übersetzen. Ein nordirischer Altenheimbewohner wandelte es in einem Interview mit einer Studentin von mir verschmitzt und scharfsinnig ein wenig ab: „The older the fiddler, the sweeter the tune“. Aus diesem Bonmot lässt sich schon herauslesen, was Kulturgeragogik von der Kulturpädagogik wesentlich unterscheidet: Sie knüpft an die lange Lebenserfahrung mit Kultur an, die ein alter Mensch quasi zwangsläufig besitzt. Vor allem aber wirft dieser Ausspruch einen warmen Lichtkegel auf die so wichtige positive Sicht vom Alter mit seinen vielfältigen kreativen und kulturellen Möglichkeiten.

„Ja, auch alte Hunde können neue Tricks lernen. Ich bin 69 und nahm vor vier Jahren die Geige in die Hand. Es klappt ganz gut, im Ruhestand, mit viel Zeit zum Üben. Ich spiele mit einer Gruppe in Pubs ein paar Nächte in der Woche. Habe ein gutes Gehör für Musik und begreife es daher ziemlich schnell. Das einzige Fingerproblem habe ich bei Griffen mit dem kleinen Finger. Es will nicht klappen. Viel Glück!“

[www.thesession.org/discussions/display/19878].

Im Alter aktiv oder wieder aktiv und kreativ Kultur ausüben und auch Kompetenzen neu erwerben: Im zweiten Beispiel macht sich ein fast 70-Jähriger bester Dinge mit seiner Geige auf in die Pubs: „Yes, old dogs can still learn new tricks. I’m 69 and picked up the fiddle four years ago. I’m doing quite well. Retired with lots of practice time. Play with a session group in pubs ... a couple nights a week. Have a good ear for music so pick it up pretty fast. The only finger-problem I have is trying to do cuts with the pinky!! It doesn’t want to go there! Good luck!“

Hier wird sofort klar: Lernen im Alter, vor allem auch die Aneignung hoch komplexer kultureller Techniken, wie es das Geigenspiel nun einmal darstellt, ist selbstverständlich weiterhin möglich, und kann in einer, wie hier dargestellt, sehr zupackenden, autonomen und selbstbewussten, dabei aber doch irgendwie lockeren Weise geschehen, ohne dass altersbedingte Schwierigkeiten verschwiegen werden müssen.

Dieses Beispiel aus dem dritten Lebensalter liegt ebenso auf der Palette kultureller Möglichkeiten im Alter wie z.B. ein äußerst niedrigschwelliges künstlerisches Angebot im vierten Lebensalter, das aufsuchend und viel intensiver mögliche Beeinträchtigungen berücksichtigen muss, z.B. demenzielle Veränderungen. Nichtsdestotrotz kann es in gleicher Weise tief emotional berühren. Hier kann das Mitwirken in einem Mitspielsatz mit einem einfachen Musikinstrument helle Freude und strahlende Gesichter auslösen. Damit habe ich auch schon die große Spannbreite umrissen, mit der wir es in der Kulturpädagogik zu tun haben.

Eigentlich ist der Begriff „Standortbestimmung“ im Titel nicht ganz richtig gewählt, denn wir stehen nicht, sondern wir sind lebhaft auf dem Weg und werden von vielen angefeuert und begleitet. Doch wir befinden uns nicht mehr am Anfang und können schon einmal zurückblicken, um uns klar zu machen, wie weit wir bisher gekommen sind. Natürlich ist der Weg noch weit und vielleicht steil, aber wir erwarten dafür sehr viele schöne Aussichten, sicherlich auch den einen oder anderen Regentag.

Mit den folgenden vier Fragen möchte ich meine Standortbestimmung der Kulturpädagogik nun gliedern:

- **Wo kommen wir her?**
- **Wo stehen wir heute?**
- **Was können wir auf unserem Weg von hier noch nicht so richtig überschauen?**
- **Wo wollen wir mit der Kulturpädagogik hin?**

Wo kommen wir her?

Am 4. Mai 2011 läuft die folgende Nachricht über den Ticker der Deutschen Welle: „Mit einer Wortneuschöpfung geht im Mai ein Weiterbildungsprojekt an den Start, das auf den demografischen Wandel reagiert: ‚Kulturgeragogik‘ soll die künstlerische Arbeit mit Senioren professionalisieren.“

In der Tat fand man noch vor einem Jahr bei Google, das sicherlich nicht das Maß aller Dinge ist, aber dennoch Tendenzen aufzeigt, so gut wie nichts zu dem Begriff „Kulturgeragogik“, das hat sich aber in den vergangenen Monaten massiv geändert.

„Wortneuschöpfung“, das lässt aufhorchen: So wollten wir ursprünglich meinen Vortrag übertiteln mit: „Kulturgeragogik – was'n dat schon wieder?“ Denn diese Frage bekommen wir fortwährend zu hören, mit wem wir auch immer über dieses Projekt sprechen. Aber es geht natürlich nicht um einen neuen Begriff! Kulturgeragogik – in Analogie zur Kulturpädagogik, aber eben auf die Bedürfnisse des alten Menschen ausgerichtet (pais = der Knabe, geron = der Greis) – ist die folgerichtige Antwort auf selbstverständliche Bedarfe, die ganz breit in unserer Gesellschaft vorhanden sind. Denn kulturelle Aktivitäten und Kulturelle Bildung sind für Ältere ein wichtiger, ja nahezu zentraler Schlüssel zu sozialer Teilhabe, zu Lebensqualität und Zufriedenheit, zu sinnerfüllter Zeit im Alter. Wie nämlich diese Bedürfnisse ernst genommen und dann passend und qualitativ hochwertig – im Inhalt wie in der Struktur – in Angeboten aufbereitet werden können, das versucht die Kulturgeragogik nicht nur zu beantworten, sondern auch in die Tat umzusetzen.

Wie fing es nun an, wie wurde aus den vielen kulturellen Angeboten, die es sicher schon lange in vielfältiger künstlerischer Form auch für Ältere gibt, eine Kulturgeragogik, die sich diesbezüglich um didaktische und methodische Fragen kümmert?

Zwei wichtige Stränge liefen zusammen:

Erstens: Seit 2004 bieten wir an der FH Münster eine – anfangs sicher skeptisch beäugte, aber seitdem stets ausgebaut – zertifizierte Weiterbildung „Musikgeragogik“ an, mit Ablegern mittlerweile auch in Rendsburg, Berlin und in Kürze in Bayern. Sie basiert auf der Überzeugung, dass Musik einerseits ein kulturelles Grundnahrungsmittel ist, das barrierefrei auch älteren Menschen in aktiver Auseinandersetzung oder auch rezeptiv als ein Teil von Bildung zweckfrei und quasi bis ans Lebensende zur Verfügung gestellt werden muss. Andererseits stellt Musik ein hervorragendes Medium der Kommunikation, des Ausdrucks und der körperlichen wie seelischen Bewegung dar, das wie kaum ein anderer Zugang emotional tiefe Schichten anrührt und so das Alter und Altern wesentlich bereichern oder auf vielfältige Weise auch erleichtern kann.

Zweitens: Seit vielen Jahren beschäftigt sich das IBK mit dem Thema „Kulturelle Bildung im Alter“ und ist auf diesem Sektor auch mit Bestandsaufnahmen quasi seismografisch unterwegs – was auch die vielen Publikationen zu dem Themenkreis deutlich machen. Altenkulturarbeit war in Remscheid bereits in den 1980er Jahren ein groß geschriebenes Thema, das „Kompetenzzentrum für Kultur und Bildung im Alter“ – kurz: kubia – wurde eingerichtet und stellt bis heute ein Fachforum für alle dar, die Kultur und Bildung von und für ältere Menschen ermöglichen und fördern. Seit 2005 wird zudem von Remscheid aus das Europäische Netzwerk für Kultur und Alter (age-culture.net) gesteuert, das ein Forum bietet für Kulturschaffende, Produzenten, Institutionen und Kulturvermittler aus ganz Europa. Einen starken Akzent setzte im Jahr 2009 der Internationale Fachtag „Pfleigestufe: Kunst!“ in Köln, indem der Beitrag verschiedener Künste, wie z.B. Theater, Kunst, Musik oder Ausstellungsbesuche, für die Pflege und Altenhilfe in Theorie und Praxis zusammengeführt wurden.

Da lag es nahe – und der Gedanke kam wie so oft fernab vom Schreibtisch, nämlich beim gemeinsamen Mittagessen – eine entsprechende und, wie auf dem Fachtag deutlich wurde, so dringend notwendige Weiterbildung zu dem Thema einzurichten, quasi die bereits existierende Musikgeragogik zur Kulturgeragogik zu erweitern. Sie sollte ebenfalls an eine Hochschule angebunden werden. Das Ministerium hat diesen Gedanken freundlicherweise sofort aufgegriffen und die Mittel für ein Pilotprojekt zur Verfügung gestellt, sodass wir im Mai 2011 die Weiterbildung „Kulturgeragogik“ in Kooperation zwischen dem IBK und der FH Münster mit einer Gruppe hoch motivierter und im Beruf stehender Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus der Kunst, Kultur und Kulturpädagogik, der Sozialen sowie Pflegerischen Altenarbeit starten und nun auch diesen Fachtag organisieren konnten.



Wo stehen wir heute?

Ich nehme momentan die Szene, die kulturelle Angebote für ältere Menschen aufbereitet, als sehr vielfältig, aktiv, innovativ und neugierig wahr. Das intensive Aufeinanderprallen von Alter und Kunst scheint völlig neue Ansätze, Möglichkeiten und Ideen freizusetzen. Das Thema liegt sozusagen in der Luft. Vielerorts werden allerdings immer wieder die Erfahrungen von Neuem gemacht, was man sich sparen könnte, wenn man gewisse geragogische Standards von Anfang an mit einbeziehen würde: Diese müssen allerdings erst einmal vermittelt werden. Und sehr viele, die sich auf dieses Thema stürzen, haben ja schließlich keine grundständige geragogische Ausbildung durchlaufen, zumal eine seriöse Verortung der Geragogik als Fachdisziplin auch erst in den letzten Jahren zustande gekommen ist. Um kulturgeragogische Aus- und Weiterbildung – gar auf Hochschulniveau – hat man sich bis auf Ausnahmen erst sehr wenig Gedanken gemacht, obwohl jeder sofort die Notwendigkeit erkennt, wenn das Thema angesprochen wird: Inzwischen dürfte ja auch jedem die prognostizierte demografische Entwicklung in der nahen Zukunft und die sich daraus ergebenden Konsequenzen klar sein: Aber es ist trotzdem noch schwierig und kostet viel Überzeugungsarbeit, geragogische, zumal kulturgeragogische Inhalte an den Hochschulen zu verankern oder gar Studiengänge zu implementieren. Ich bin meiner Hochschule daher sehr dankbar, dass sie mir mit den Weiterbildungen „Musikgeragogik“ und „Kulturgeragogik“ jede Unterstützung gewährt.

Eine Verortung der Kulturgeragogik könnte nun folgendermaßen aussehen:

- Als Dach quasi fungieren die Gerontologie – als Lehre vom Alter und Altern, als Alters- und Alternswissenschaft – sowie die Bildungswissenschaften.
- Sie speisen sich ein in die Geragogik, das ist in Analogie zur Pädagogik die Lehre vom Lernen, von der Bildung im Alter (eine Unterscheidung ähnlich wie die Pädiatrie als Kinder- und die Geriatrie als Altersmedizin).
- Wiederum ein Teilgebiet der Geragogik ist die Kulturgeragogik, die sich speziell mit dem kulturellen Lernen im Alter beschäftigt.
- Unterdisziplinen der Kulturgeragogik können dann etwa Kunstgeragogik, Museumsgeragogik, Tanzgeragogik oder Musikgeragogik darstellen.
- Die Musikgeragogik ließe sich wiederum einteilen in Instrumental-/Vokalgeragogik, Rhythmikgeragogik oder Elementare Musikgeragogik.

Was können wir auf unserem Weg von hier noch nicht richtig überschauen?

Hierzu nur einige wichtige Aspekte:

Völlig unklar ist die finanzielle Seite. Können Kulturgeragoginnen und Kulturgeragogen überhaupt bezahlt werden – und von wem? Kaufkraft ist ja statistisch bei den älteren Menschen durchaus vorhanden, und nicht zu knapp, auch wenn das Geld natürlich sehr ungleich verteilt ist und somit wiederum auch viel Armut grassiert.

Weiter stellt sich die Frage nach dem beruflichen Feld: Sollte man kulturgeragogische Aufgaben nur als Teilgebiete bereits bestehender Berufe ansehen – künstlerischer, pflegerischer, sozialer, gesundheitlicher, bildungsbezogener Arbeitsfelder – oder einen Schritt weitergehen, hin zu einem eigenständigen Berufsfeld, gar zur Selbstständigkeit?

Sodann werden berufliche Konkurrenzsituationen entstehen. Wer ist qualifizierter: Der Künstler oder die Kulturgeragogin oder der Kunsttherapeut? Das hängt sicherlich von den Zielen ab! Wir erleben gerade solche Diskussionen im Feld der Musikgeragogik! Ich darf einmal kurz exemplarisch andeuten, welche Musikerberufe im Grunde durch den demografischen Wandel berührt werden: Es handelt sich u.a. um freischaffende Musikerinnen und Musiker, Instrumentallehrerinnen und -lehrer (an einer Musikschule oder freiberuflich), Rhythmik- und Gesangslehrerinnen und -lehrer, Lehrkräfte für Elementare Musikpädagogik, Musiklehrerinnen und -lehrer an allgemeinbildenden Schulen (die z.B. intergenerationelle Musicalprojekte anleiten), um Chorleitungen (die Chorsängerinnen und -sänger rutschen statistisch stark in das dritte Lebensalter hinein), um Orchesterleitungen, Ensemble- und Bandleitungen oder Kirchenmusikerinnen und -musiker.

Wie insgesamt in der Sozialen Altenarbeit stellt sich die Frage, wie erreichen wir eigentlich die vielen isoliert lebenden, zum Teil einsamen Menschen mit den kulturellen Angeboten? Sind sie überhaupt erreichbar? Und haben wir genügend Rückendeckung?

Es ist völlig klar: Wir brauchen enge Verbündete – in der Politik, in der Kulturszene, in der Alterszene, in der Bildungsszene. Daher halten wir heute Nachmittag auch das Expertenforum parallel zu den Workshops ab, in dem wir uns über die Bedarfe der Kulturgeragogik Gedanken machen und Strategien für passende und qualitativ hochwertige Angebote entwickeln. Wir wollen wissen: Was sind die notwendigen Rahmenbedingungen, um kulturgeragogische Arbeit nachhaltig in die Altenar-

beit oder auch in den Pflegealltag zu integrieren? Welche Visionen für die Zukunft haben wir?

Es gibt auch noch keine genaue Vorstellung von den tatsächlich vorhandenen Kapazitäten der älteren Generation: Wie groß ist das eben beschriebene kreative Potenzial unserer Mitbürgerinnen und -bürger im dritten und vierten Lebensalter wirklich, das es zu entfalten gilt? Viele Fragen also.

An das Curriculum unserer Weiterbildung gerichtet, müssen wir anmerken: Man kann nicht in einer so relativ kurzen Fortbildungsphase ausführlich alle künstlerischen Techniken vermitteln: Das benötigt, wie jeder weiß, sehr viel Zeit. Also müssen wir letztlich nicht nur bei unseren Adressaten biografieorientiert arbeiten, sondern auch entsprechend bei den Kulturgeragoginnen und -geragogen ansetzen. Jeder kann nicht in jeder Kunstsparte ausgebildet werden, schon gar nicht mit der Absicht, diese dann aktiv zu vermitteln. Es bleibt daher extrem wichtig, dass sich jede Kulturgeragogin und jeder Kulturgeragoge den eigenen Zugang gemäß der eigenen Kompetenzen und künstlerischen und kulturellen Sozialisation sucht und verfeinert, und sich somit ein Profil aufbaut bzw. schärft. Dabei kann die Weiterbildung im Grunde nur als „Geburtshelfer“ oder als Wegweiser fungieren.

Wo wollen wir hin?

Das Ziel ist, eine Weiterbildungsmöglichkeit zu schaffen für ein flächendeckendes, barrierefreies und passendes sowie qualitativ hochwertiges Angebot für die verschiedenen kulturellen Bedürfnisse und Ansprüche älterer Menschen in ihren jeweiligen Lebenslagen. Und die sind, wie wir ja wissen, äußerst heterogen! Barrierefrei meint einen problemlosen physischen, kommunikativen, sozialen, kulturellen und man könnte ergänzen: auch bezahlbaren Zugang. Qualität bedeutet hier auf keinen Fall ein Level im oberen Bereich einer genormten künstlerischen Werteskala – wer sollte denn die Skala auch schon eichen? Vielmehr geht es um die bestmögliche didaktische Aufbereitung für jedes erforderliche Niveau und Bedürfnis und einen optimal zugeschnittenen Erfahrungsraum. Und das im Feld tausendfacher Möglichkeiten: vom Rap über Streetart bis zu Museumsbesuchen demenziell Veränderter, vom Chor für Ältere bis zum Gruppensingen im Altenheim, vom Geigenunterricht bis zum Fotografieseminar, vom digitalen Geschichtenerzählen bis zur Demenz-Kunst im offenen Malatelier.

Wir müssen also immer darauf achten: Unterschiedliche kulturelle Zugänge dürfen hier nicht durch eine von

außen kommende Deklaration von Hoch- und Subkultur gegeneinander ausgespielt werden. In der Musik kann klassische Musik für den einen die gleiche Bedeutung einnehmen wie der Schlager für den anderen. Der eine liebt Beethoven, der andere Heino. Zudem müssen wir Hemmungen und Ängste aufspüren und ihnen entgegenwirken. Sie entstehen, weil sehr viele ältere Menschen davon ausgehen, sie seien für irgendwelche kulturellen Betätigungen überhaupt nicht begabt genug. Aber: Wer etwas bei diesen Aktivitäten erlebt, wer dabei emotional berührt wird und Sinn empfindet, ist auch begabt – und somit eigentlich jeder, auch der hochaltrige, bettlägerige, multimorbide Mensch!

Wir folgern: Zur Bewältigung all dieser Aufgaben bedarf es eben einer umfassenden Ausbildung von Kulturgeragoginnen und -geragogen, die die aktuellen gerontologischen Erkenntnisse in ihren künstlerisch-kulturellen Angeboten methodisch klug umsetzen und sowohl in Komm- als auch in aufsuchenden Strukturen verankern, und dabei den generationsübergreifenden Aspekt sowie natürlich auch kultursensible Perspektiven einfühlsam mit berücksichtigen. Angebote für Menschen mit Migrationshintergrund müssen passend aufbereitet werden: Menschen mit demenziellen Veränderungen und Migrationshintergrund können in späten Stadien oftmals nur noch kulturelle Codes ihres Ursprungslandes verstehen, eben ihre Muttersprache bzw. ihre „Muttermusik“ (egal, ob deutsche Auswanderer in Kanada oder Thailand oder Türken in Deutschland).

Ganz entscheidend ist auch, dass kulturelle Aktivitäten in unserer Gesellschaft ihren Eigenwert behalten und nicht über Transferleistungen legitimiert werden müssen – z.B. nach dem Motto: Mit Musik bleibt die Intelligenz oder Gesundheit länger erhalten. Aber natürlich geht es auch um Benefits: Die Verbesserung von Lebensqualität und Lebenszufriedenheit, von Sinnfindung bzw. -erhaltung durch kulturelle Selbstständigkeit und Mitwirkungs- und Gestaltungsmöglichkeit. Körperliche und seelische Beeinträchtigungen im Alter können zudem durch kulturelle Teilhabe abgemildert und aufgefangen werden. Non-verbale Kulturtechniken und Künste können mögliche sprachliche Defizite als Medien der Kommunikation und des Ausdrucks ergänzen oder gar ersetzen und einen wesentlichen Beitrag zur Pflege der Seele leisten, die ja im Inventar der pflegerischen Leistungen deutlich zu kurz kommt. Insofern reicht das System der Kulturgeragogik auch in Felder der Gesundheit hinein, in Prophylaxe und Prävention oder auch Persönlichkeitsbildung, wie etwa zur Wahrung von Identität.

Kim de Groot und Almuth Fricke haben das in ihrer Publikation „Kulturkompetenz 50+“ (vgl. 2010, S. 13) treffend zusammengefasst und damit möchte ich schließen: „Kulturelle Kompetenz im Alter ist ein Plus für Kultureinrichtungen und Kulturschaffende, für den Gesundheitssektor, den Bildungsbereich und unser Gemeinwesen.“

Prof. Dr. Hans Hermann Wickel studierte Romanistik, Erziehungswissenschaften und Musik (Orgel, Klavier) und ist promovierter Musikwissenschaftler. Seit 1995 ist er Professor für Musik in der Sozialen Arbeit an der Fachhochschule Münster. Dort rief er 2004 die Weiterbildung „Musikgeragogik“ ins Leben. Seit 2011 ist er zudem Fachleiter der Weiterbildung „Kulturgeragogik“.



Kreativität im Alter

Eine Herausforderung in
einer Gesellschaft des langen Lebens

Von Ursula Lehr

Den Jahren Leben geben

Wir leben in einer Gesellschaft des langen Lebens. Noch nie zuvor haben so viele Menschen eine so lange Lebenszeit gehabt wie heute. Sehen wir darin nicht ein Problem, sondern eine Chance! Nehmen wir das Alter an – und machen das Beste daraus!

Wir alle werden älter: von Tag zu Tag, von Woche zu Woche, von Monat zu Monat, von Jahr zu Jahr. Dass wir älter werden, daran können wir nichts ändern. Aber wie wir älter werden, das haben wir zum Teil selbst in der Hand. Es kommt nämlich nicht nur darauf an, wie alt wir werden, sondern wie wir alt werden. Es gilt, nicht nur dem Leben Jahre zu geben, sondern den Jahren Leben zu geben.

Ein gesundes und möglichst kompetentes Älterwerden verlangt zunächst einmal ein Ja-Sagen zum Älterwerden – und kreative Lösungen für die sich verändernden Situationen zu finden.

Freuen wir uns über die zunehmende Langlebigkeit – doch versuchen wir alles, damit aus den gewonnenen Jahren erfüllte Jahre werden! Setzen wir uns ein für ein Pro-Aging, für ein Älterwerden bei möglichst großem körperlichen und seelisch-geistigen Wohlbefinden. Wir wollen ja gar nicht „ewig jung“ bleiben, wie es der Slogan „forever young“ verspricht. Wir wollen gesund und kompetent alt werden! Wir Seniorinnen und Senioren wenden uns auch gegen eine heutzutage übliche „Anti-Aging-Kampagne“, denn „Anti-Aging“ setzt voraus, dass Altern etwas Schlimmes ist, gegen das man angehen muss, das man fürchten muss. Wir sind nicht gegen das Altern, das wir ohnehin nicht verhindern können und wollen, wir sind aber für ein möglichst gesundes und kompetentes Älterwerden!

„Ich möchte noch mal 20 sein...“, der alte Schlager beschreibt einen Wunsch, den sicher die meisten der heutigen Seniorinnen und Senioren nicht teilen. Denken Sie einmal zurück, als die heutigen Seniorinnen und Senioren 20 waren: In Deutschland herrschten Kriegszeit, Nachkriegszeit, Hunger und Kälte, schlechte Wohnverhältnisse. Die 60-Jährige/der 60-Jährige und Ältere blicken zurück auf Familiengründung, Kinder (die sicher viel Freude gemacht haben, aber auch Sorgen! Wie hat man gebangt, als sie krank waren, wie hat man mit ihnen bei Prüfungen gezittert), auf ein ganz persönliches Leben mit Höhen und Tiefen, mit Freuden und Sorgen, mit angenehmen Erlebnissen und Erfahrungen – und mit manchen Enttäuschungen. Das alles hat Menschen geprägt und zu dem gemacht, was sie heute sind.

„Leben ist Lernen“ ist Verhaltensänderung aufgrund von Erfahrungen! Und ein langes Leben bringt viele Erfahrungen mit sich, trägt zur Reife bei, zur Gelassenheit, vielleicht auch zu einer gewissen Abgeklärtheit und Weisheit – bei manch einem allerdings auch zur Verbitterung.

Im Alter können wir heute toleranter sein – uns selbst gegenüber, aber auch anderen gegenüber. Wir sollten uns mit unserer Vergangenheit, mit unserem bisherigen Leben und Älterwerden aussöhnen, nicht nur nach möglicherweise Misslungenem fragen, sondern uns an dem Gelungenen freuen! Wenn wir rückblickend unser eigenes Leben betrachten, sehen wir heute einiges anders als damals, als es geschah. Unsere biografischen Studien an den Universitäten Bonn und Heidelberg zeigen: Manche Begebenheit, über die man vor Jahren fast verzweifelt wäre, die damals als großes Unglück erschien, einen vielleicht sogar beinahe aus der Bahn geworfen hätte, die einen damals sehr, sehr traurig stimmte, sieht man heute vielleicht in einem anderen Licht und sagt sich: „Wer weiß, wozu das gut war?!“ Auch eine solche andere Sichtweise lässt Flexibilität, Kreativität erkennen.

Güte, Abgeklärtheit und Gefasstheit sind Anzeichen für das Maß des Offenbleibens für neue Entwicklungen, auch noch im höheren Alter „und sei es auch nur jener [Entwicklung], welche weniger dieses oder jenes ‚erreichen‘ will, sondern sich einfach ‚tragen‘ lässt, von irgendeiner Erinnerung vielleicht, von einem Glanz, der früher das Leben erhellte und lebenswert gemacht hatte, von dem ‚Wissen‘ um eine Stunde, die besonders gut geraten schien.“ (Thomae 1966, S. 111).

Doch dieses Sich-Rückerinnern, dieses Zehren von der Vergangenheit, sollte nicht auf Kosten des Erlebens der Gegenwart gehen und erst recht nicht den Blick in die Zukunft versperren. Seien wir dankbar für schöne Erlebnisse, integrieren wir sie in unser Sein. Und seien wir nicht undankbar für manche unangenehme Erfahrungen und Schicksalsschläge, die uns auch zu dem gemacht haben, was wir sind – doch bleiben wir offen für neue Erfahrungen!

Aufgaben, Herausforderungen, Probleme, Konflikte, manchmal auch Krisen, gehören nun einmal zum menschlichen Leben, zum Älterwerden dazu. Freuen wir uns, dass wir sie gemeistert und überstanden haben! Kürzlich fiel mir hierzu ein Spruch von der Lyrikerin Ingeborg Albrecht in die Hand, mit dem sie das treffend beschreibt:

Schönes habe ich erlebt –
Goldfarben der Teppich
des Lebens durchwebt.
Auch dunkle Fäden
sind manchmal dabei.
Doch, wollt’ ich sie entfernen,
der Teppich riss’ entzwei.

(Ingeborg Albrecht, 2001: Weit spannt sich der Lebensbogen)

Sagen wir Ja zu unserer Vergangenheit, zu unserem Älterwerden – und zu unserer Zukunft! Sehen wir im Älterwerden eine Chance! Leben ist Lernen! Und wir sind fähig, zu lernen – bis zum letzten Atemzug!

Lernerfolge und Kreativität im hohen Alter

Rainer Maria Rilke äußerte sich im „Malte Laurids Brigge“: „Ich lerne sehen. Ich weiß nicht, woran es liegt, es geht alles tiefer in mich ein und bleibt nicht an der Stelle stehen, wo es sonst immer zu Ende war. Ich habe ein Inneres, von dem ich nicht wusste. Alles geht jetzt dort hin.“ Beschrieben wird hier ein Anfang neuer seelischer Entwicklung, der auch noch im hohen Alter möglich ist. Beschrieben wird hier eine besondere Form der Kreativität. Man lernt zu sehen, sich zu erinnern, sich einzufühlen, man lernt, inneren Empfindungen, Wahrnehmungen und Gedanken Ausdruck zu geben: Man teilt sich mit.

Gestalten ist Therapie – in mehrfacher Hinsicht:

- Man bringt zum Ausdruck, was man oft mit Worten nicht sagen kann.
- Man verarbeitet etwas (innerliches Geschehen, Empfindungen, Freude, Ängste, etc.).
- Man erlebt sich selbst als Verursacher, als einen Menschen, der etwas bewirkt; man sieht sein „Werk“; man kann es verändern, bearbeiten, gestalten.
- Man gibt sich selbst eine Aufgabe, setzt sich Ziele, ist zukunftsgerichtet.
- Man erlebt Gemeinschaft im kleinen Kreis; andere Teilnehmende der Kreativgruppe interessieren sich für einen – und man interessiert sich für sie und ihr Werk; man trainiert so indirekt Einfühlungsvermögen.

So erlebt man beim Gestalten auch im hohen Alter noch eine Daseinserweiterung: „Ich lerne sehen...“, ich erfahre Neues oder sehe Altes unter einem anderen Blickwinkel und integriere es, verinnerliche es. Malen, Zeichnen, gestaltend Ausdruck zu geben, basiert auf Formen der Verinnerlichung, des Sich-Besinnens auf seine Wesensmitte, das zu verfolgen, was einem persönlich wesentlich erscheint, seinem eigenen Wesen entspricht; es hilft, neues Erfahrungsgut aufzunehmen, neue Erlebnisse zu verarbeiten.

Malen als Ausdrucksmittel – ein Beispiel

Die Ergotherapeutin im St. Vinzenz-Haus in Bad Godesberg hat es verstanden, Bewohnerinnen und Bewohner dieses Hauses, die zuvor noch nie gemalt haben, zu motivieren, an die Kunst des Malens vorsichtig heranzuführen – zunächst noch durch Nachahmung und Nachempfinden vorhandener Werke bekannter Meister (das gibt handwerkliche Sicherheit). Auch dabei kann man durch Farbgebung, Ausdruck und leichte Veränderung vorgegebener Schemata eigene Kreativität durchleuchten. Doch auch den nächsten Schritt des selbstständigen Gestaltens können wir hier sehen: Das Häuschen am Waldrand, ein Bach, der durch das Tal fließt – Bilder aus Kindheit und früher Jugendzeit – Blüten- und Blumenmuster unterschiedlicher Formen.

Kreativität zur Bewältigung der Lebenssituation Alter

Umberto Eco stellte kürzlich fest: Der größte Fortschritt – über die Jahrhunderte hinweg – wurde nicht etwa auf dem Gebiet der Technik, des Computers, der SMS erreicht, sondern auf dem Gebiet des Lebens! Der Computer wurde schon von der Rechenmaschine Pascals angekündigt, der mit 39 Jahren starb (1623–1663) – und das war schon ein schönes Alter! Alexander der Große (356–323 v. Chr.) und Catull starben schon mit 33, Mozart (1756–1791) mit knapp 36, Chopin (1810–1849) mit 39, Spinoza (1632–1677) mit 45, der Hl. Thomas von Aquin (1225–1274) mit 49, Shakespeare (1564–1616) und Fichte (1762–1814) mit 52, Cartesio (Descartes) (1596–1650) mit 54, Beethoven mit 56 (1770–1827), Hegel (1770–1831), uralt mit 61. „Wir glauben immer noch, uns in einer Epoche zu befinden, in der die Technik jeden Tag Riesenfortschritte macht, wir fragen uns, wohin uns die Globalisierung bringen wird, aber selten denken wir darüber nach, dass die größte Entwicklung der Menschheit, und darüber hinaus die schnellste, die Erhöhung des Durchschnittsalters ist.“ (Umberto Eco 2004, S. 4).

Doch die Erhöhung des Lebensalters ist auch eine Herausforderung. Es gibt kein zeitüberdauerndes und für alle Individuen anwendbares Allgemeinrezept für die Bewältigung der Lebenssituation im Alter. Das heißt mit anderen Worten: Unsere Zeit zwingt geradezu zur Kreativität, zu schöpferischem Denken und Handeln, das heißt zur Fähigkeit des Individuums, neue Beziehungen zu finden, relativ flüssig und flexibel neuartige Einfälle und originelle Lösungen zu produzieren.

Kreativität als biografische

Alltagserfahrung der älteren Generation

Der Begriff „Kreativität“ umfasst also Einfallsreichtum, Originalität, Produktivität. Wir leben heute in einer Zeit, in der Einfallsreichtum schon in den mittleren Lebensjahren nicht mehr gebraucht und geübt wird (wir finden alles vom vorgefertigten Kuchenmehl – bis zu den vorbereiteten Schneiderutensilien mit aufbügelbaren Taschen, gesmokten Stoffen – sofern man überhaupt noch an Selberbacken und Selbernähen denkt – bis hin zu den vorgegebenen und farblich vorgeschriebenen genormten Mustern für das Teppichknüpfen – eine zumindest in den 1970er Jahren unserer Bonner Altersstudie gern geübte Freizeitbeschäftigung). In unserer Zeit, in der auf vielen Lebensgebieten mehr als in früheren Zeiten geregelt, genormt, vorgeplant ist, in

der ein Improvisieren nicht mehr nötig ist, könnte man die Entwicklung kreativer Verhaltensweisen geradezu verhindert sehen. Wenn ich an die Biografien der zwischen 1890 und 1910 Geborenen denke und deren Schilderungen der Kriegs- und Nachkriegszeit – dann findet man eine geballte Kreativität: Da wurden Kleider aus alten Fahnen zusammengenäht; da wurden Uniformen zu Kostümen umgearbeitet; da wurden aus Backsteinen Regale gebastelt; da wurde Mais (der aufgrund eines Übersetzungsfehlers von den Amis in Hülle und Fülle geschickt wurde – „corn“) verarbeitet zu Pudding, zu Kuchen, zu Brotaufstrich, zu Eierkuchen ohne Ei, selbst zu Knödeln, mal süß, mal sauer...

Und wenn ich bei diesen Jahrgängen an die Schilderung ihrer Kindheit denke: Es musste gespart werden; für Spielzeug war kein Geld da. Man sammelte alte Garnrollen und bastelte etwas daraus; alte Klopapierrollen, aus denen sich auch interessantes Spielzeug herstellen ließ, waren Luxus, da viele aus Sparsamkeitsgründen als WC-Papier kleingeschnittene Zeitungen benutzten – eine Maßnahme, zu der alle Menschen gegen Kriegsende gezwungen waren.

Und ich glaube, die Biografien aus DDR-Zeiten lassen auch enorme Kreativität erkennen: Ich erinnere mich an einen Besuch in einem Dresdner Altenheim 1990. Rollstühle für ältere Menschen waren dort nicht handelsüblich. An einen alten Holzstuhl hat man an den vier Beinen Holzräder (wie man sie bei Kinder-Schubkarren findet) angebracht, um die Gehbehinderten wenigstens auf der gleichen Station in ein anderes Zimmer fahren zu können. Auch Berichte, wie man sein Fahrrad oder Auto wieder zum Fahren gebracht hat, mit Hilfe alter Teile auf dem Schrottplatz, lassen auch eine gewisse Kreativität (oder Innovationsfähigkeit?) erkennen.

Heutzutage muss man einen Robinson-Urlaub oder Abenteuerurlaub oder ein „Überlebenstraining“ im Reisebüro buchen, um kreative Verhaltensweisen dieser Art zu entwickeln und zu trainieren. Dies wäre Kreativität, Innovation, die aus einer Mangelsituation heraus entsteht – bei Jung und Alt; vielleicht sind hier die Älteren sogar einfallsreicher als die Jüngeren, weil sie auf einem größeren hierfür relevanten Erfahrungsschatz aufbauen.

Kreativität als Innovationsfähigkeit

Ist jedoch keine Mangelsituation gegeben, dann brauchen divergentes Denken, Kreativität und Innovationsvorschläge Mut und Sicherheit. Wenn mein Arbeitsplatz

sicher ist, dann kann ich ausprobieren, Neues wagen (das vielfach zunächst einmal von den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern abgelehnt wird). Ist mein Arbeitsplatz aber unsicher, muss ich mit „sozialverträglicher Kündigung“ rechnen (die in erster Linie die Älteren trifft), dann wird man sich hüten, neue Ideen vorzustellen, Erneuerungsvorschläge zu machen. Und trägt ein negatives Altersbild nicht auch dazu bei, nichts Neues zu wagen? Führt ein solches negatives Altersbild nicht bei bestimmten Persönlichkeiten zu einem negativ getönten Selbstbild, zu Unsicherheit und Ängstlichkeit, die divergentes Denken verhindern, die den Mut nehmen, sich von anderen zu unterscheiden, die den Mut zur Originalität im Keim ersticken? Wie kann man das Selbstwertgefühl älterer Menschen wieder stärken?

Innovation und Kreativität entstehen sowohl in Notsituationen als auch in Zeiten großer Sicherheit und Selbstsicherheit – zunächst einmal unabhängig vom Lebensalter, zeitlos, aber abhängig von der Lebenssituation.

Dies hat schon Goethe gefordert (in einem Gespräch mit F. v. Müller, 24. April 1830): „Ei, bin ich denn darum achtzig Jahre alt geworden, dass ich immer dasselbe denken soll? Ich strebe vielmehr täglich, etwas anderes, Neues zu denken, um nicht langweilig zu werden. Man muss sich immerfort verändern, erneuen, verjüngen, um nicht zu verstocken.“ (Eine Umschreibung der heute modernen Begriffe „Kreativität“ und „Innovationsfähigkeit“).

Beiträge zur Kreativität alter Menschen – eine kleine Auswahl

Je älter wir werden, umso weniger sagt die Anzahl der Jahre etwas aus über Fähigkeiten, Fertigkeiten, Erlebens- und Verhaltensweisen. Altern ist stets das Ergebnis einer eigenen Biografie mit ureigensten Erfahrungen und Erlebnissen. Die interindividuellen Unterschiede zwischen Gleichaltrigen werden mit zunehmendem Lebensalter immer größer und sind von vielen Faktoren der individuellen Entwicklung beeinflusst (Schulbildung, Gesundheitszustand, soziale Schicht, Beruf, berufliches Training, spezifische Lebensereignisse und die Formen der Auseinandersetzung mit diesen – um nur einige zu nennen). Sie führen zu der Erkenntnis, dass das Lebensalter (die Anzahl der Jahre) nur in sehr eingeschränkter Weise ein Maßstab sein kann für Fähigkeiten und Kompetenzen. Das Alter hat viele Gesichter. Freilich, gehen wir in manche Alten- oder Pflegeheime, dann werden wir sehr drastisch mit einem Kompetenzverlust im Alter konfrontiert.

Analysieren wir andererseits die Werke von Philosophen, Historikern, Malern, Schriftstellern und Komponisten, die diese in ihrem 8. und 9. Jahrzehnt vollbracht haben, finden wir viele Beispiele von Kompetenzgewinn im Alter, wir finden viele Beispiele, die zeigen, wie sehr Ältere zur Kultur beigetragen haben.

Das umfangreichste Alterswerk unter den Bildenden Künstlern vollbrachte wahrscheinlich Pablo Picasso (1881–1973), der bis zum Alter von 92 Jahren unermüdlich tätig war. Allein das Spätwerk seiner letzten acht Lebensjahre umfasst 72 Gemälde und 80 Radierungen. Oskar Kokoschka (1886–1980) starb kurz vor seinem 94. Geburtstag; weltbekannte Städtebilder zählen zu seinen Spätwerken. Marc Chagall (1887–1985) starb wenige Monate nach Vollendung seiner letzten Kirchenfenster für die St. Stephans-Kirche in Mainz

im 98. Lebensjahr. Gerhard Marcks (1889–1998) war bis kurz vor seinem Tod als 92-Jähriger künstlerisch tätig. Salvador Dalí (1902–1988) war bis ins hohe Alter hinein äußerst kreativ.

Einige weitere berühmte schöpferische Geister, die ein hohes Lebensalter erreicht haben, seien hier aufgezählt:

Die großen Philosophen Gottfried Wilhelm Leibniz (1646–1716), Voltaire (1694–1778) und Karl Jaspers (1883–1969) hörten erst kurz vor ihrem Tode auf zu schreiben. Voltaire begann sein neunbändiges Werk „Enzyklopädische Frage“ mit 76 Jahren und beendete es mit 78. Kant veröffentlichte sein Werk „Zum ewigen Frieden“ mit 71 Jahren; Jaspers beendete sein Werk „Die großen Philosophen“ mit 77 Jahren und war noch bis in sein 85. Lebensjahr hinein produktiv. Hans Georg Gadamer hat an seinem 100. Geburtstag an der Universität Heidelberg eine Dankesrede gehalten, die alle vorangegangenen hochwissenschaftlichen Vorträge in den Schatten stellte – frei, ohne Manuskript.

Leopold von Ranke (1795–1886), der große deutsche Historiker, begann im Alter von 80 Jahren seine „Weltgeschichte“, die er mit 90 Jahren beendete. Jacob Burckhardt (1818–1897) hatte seinen Lehrstuhl in Basel bis zu seinem 75. Lebensjahr inne; seine „Weltgeschichtlichen Betrachtungen“ gehören zu den bekanntesten Alterswerken. Alexander von Humboldt (1769–1859) hat mit 76 Jahren begonnen, seinen „Kosmos“, ein fünfbandiges Werk, zu verfassen, in dem er eine Synthese des gesamten Weltbildes gibt. Albert Schweitzer (1875–1965), Theologe, Arzt und Kulturphilosoph, war bis zu seinem Tod mit 90 Jahren rastlos tätig. Wilhelm Wundt (1832–1920) hat mit 68 Jahren begonnen, seine monumentale „Völkerpsychologie“ zu schreiben, deren 10. Band er mit 88 Jahren vollendete. Auch Albert Einstein (1879–1955) und Max Planck (1858–1947) arbeiteten mit großem Erfolg bis ins hohe Alter hinein.

Der Archäologe Wilhelm Dörpfeld (1853–1940) schloss als 86-Jähriger sein Buch „Alt-Athen und seine Agora“ ab. Michelangelo Buonarroti (1475–1564) entwarf als 83-Jähriger das geniale Modell zur Kuppel vom Petersdom in Rom. Tizian (1490–1576) schuf das berühmte Gemälde „Mariae Verkündigung“ als 69-Jähriger, als 75-Jähriger die „Dornenkrönung“ und als 80-Jähriger das letzte Selbstbildnis. Veit Stoss (1445–1533) schuf mit 86 Jahren den „Engelsgruß“, ein Meisterwerk der Spätgotik.

Unter den Dichtern sei zunächst Johann Wolfgang von Goethe (1749–1832) erwähnt, der mit 82 Jahren seinen „Faust II“ vollendete. Theodor Fontane (1819–1898) schrieb mit 77 seinen Roman „Effi Briest“. Henrik Ibsen (1828–1906) arbeitete erfolgreich noch in seinem achten Lebensjahrzehnt. Marie von Ebner-Eschenbach (1830–1916) schrieb noch im neunten Lebensjahrzehnt. Knut Hamsun (1859–1952) schloss sein Werk „Auf überwachsenen Pfaden“ mit 90 Jahren ab. Gerhard Hauptmann (1862–1946) vollendete seine Iphigenie-Dramen mit 80 Jahren. Ebenso alt war Ricarda Huch (1864–1947) als sie „Herbstfeuer“ und „Mein Tagebuch“ schrieb. Ina Seidel (1885–1974) verfasste ihr letztes Buch „Lebensbericht“ als 85-Jährige. George Bernard Shaw (1856–1950) schrieb sein Buch „Zurück zu Methusalem“ im neunten Lebensjahrzehnt. In seinem Nachwort stellte er fest: „Meine körperlichen Kräfte lassen mich im Stich [...] und dennoch hat mein Geist noch immer die

Fähigkeit, sich weiterzuentwickeln, denn meine Neugierde ist lebhafter als je.“

Viele Komponisten zeigen eine beachtenswerte Kreativität noch im hohen Alter. Heinrich Schütz (1585–1672) komponierte das Weihnachtsoratorium, drei Passionen und das Magnificat mit 85 Jahren; Georg Philipp Telemann (1682–1767) komponierte bis zu seinem Tod mit 86 Jahren. Georg Friedrich Händel (1685–1759), Joseph Haydn (1732–1809), Franz Liszt (1811–1886) und Anton Bruckner (1824–1896) schufen noch bedeutende Werke im achten Lebensjahrzehnt. Giuseppe Verdi (1813–1901) vollendete als 80-Jähriger den „Falstaff“ und hatte danach noch Opern und Symphonien komponiert.

Die Liste ließe sich durch eine Vielzahl von Staatsmännern, die im hohen Alter erstaunliche Kompetenz bewiesen und weltbewegende Dinge leisteten, fortsetzen: Konrad Adenauer war 73, als er das Amt des ersten Bundeskanzlers übernahm, das er bis 87 Jahre erfolgreich innehatte. Charles de Gaulle, Churchill und Pertini wären hier ebenso zu nennen wie Golda Meir und viele andere (vgl. Lehr 2002).

Die Ressourcen des Alters werden in unserer Gesellschaft nicht genutzt

Diese keineswegs vollständige Liste bietet Beispiele für eine hohe Kreativität und Kompetenz im Alter, für eine Gestaltung unserer kulturellen Umwelt durch alte Menschen, die in den vergangenen 300 Jahren deutlich wurde – in einer Zeit, in der die durchschnittliche Lebenserwartung zwischen 30 und 45 Jahren lag. Doch auch „normale“ Bürgerinnen und Bürger haben spezifische Kompetenzen in bestimmten Bereichen, die keine Altersgrenzen kennen, die man jedoch nicht nur nicht abrufen, sondern oft sogar an ihrer Entfaltung hindert.

Wir müssen unser Augenmerk weit stärker auf die Ressourcen des Alters lenken, müssen – bei aller Anerkennung der mit zunehmendem Lebensalter bzw. veränderter Lebenssituation gegebenen Grenzen – auch nach den verbliebenen Möglichkeiten fragen. Auch im hohen Alter ist das Glas nicht halb leer, sondern halb voll! Muss man kreativ sein, um die verbliebenen Möglichkeiten zu entdecken? Muss man innovativ sein, um sie zu nutzen? Entdecken Sie sie bei sich selbst und bei den Menschen Ihrer Umgebung.

In diesem Sinne möchte ich schließen mit einem Zitat von Hans Thomae (1966), das er vor nunmehr 48 Jahren aufgrund unserer ersten Altersuntersuchungen getan hat: „Altern in dem positiven Sinne des Reifens gelingt dort, wo die mannigfachen Enttäuschungen und Versagungen, welche das Leben dem Menschen im Alter in seinem Alltag bringt, weder zu einer Häufung von Ressentiments, von Aversionen oder von Resignation führen, sondern wo aus dem Innwerden der vielen Begrenzungen eigenen Vermögens die Kunst zum Auskosten der gegebenen Möglichkeiten erwächst.“

Ein altes angloamerikanisches Sprichwort sagt: „Today is the first day of the rest of your life!“ – das gilt für uns alle, leben wir danach!

Literatur

Umberto Eco (2004): „Generation 100“. In: Welt am Sonntag, 25. Januar 2004

[www.welt.de/print-wams/article105735/Generation_100.html, 09.10.2011]

Ursula Lehr (2002): „Das Lebensalter – ein Maßstab für Kompetenz?“ In: H. J. Kaiser (Hrsg.):

Autonomie und Kompetenz – Aspekte einer gerontologischen Herausforderung. Münster, S. 35–50

Ursula Lehr (2007): Psychologie des Alterns. Wiesbaden

Hans Thomae (1966): Das Individuum und seine Welt. Bonn

Prof. Dr. Dres. h.c. Ursula Lehr, Studium der Psychologie und Philosophie, ist die führende Alterswissenschaftlerin in Deutschland. Sie gründete das Institut für Gerontologie und das Deutsche Zentrum für Altersforschung an der Universität Heidelberg. 1988 bis 1991 war sie Bundesministerin für Jugend, Familie, Frauen und Gesundheit. Heute ist sie Vorsitzende der BAGSO – Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen.



Generationen im Dialog

Ein Modellprojekt

Von Thomas Kupser

„Das Reizklima, das in derart gemischten Gruppen entsteht, ist heilsam.“

(Teilnehmerin, 65 Jahre, des Projektes „Generationen im Dialog“)

In dem von Januar 2010 bis Juni 2011 realisierten Projekt „Generationen im Dialog“ wurden die Potenziale der aktiven Medienarbeit für die Förderung von Medienkompetenz und die Förderung des Generationendialogs erprobt und evaluiert. Unterstützt von der Aktion Mensch wurden Kontakte zwischen Heranwachsenden, bevorzugt aus dem bildungsbenachteiligten Milieu, und älteren Menschen initiiert, um mit Hilfe von Medien einen Dialog anzuregen, und um gemeinsam ein Medienprodukt herzustellen. Angesprochen waren Jugendliche im Alter von 14 bis 20 Jahren sowie ältere Menschen, vorwiegend über 60 Jahre alt. Insgesamt konnten elf unterschiedliche medienpädagogische Projekte initiiert und umgesetzt werden – an verschiedenen Orten, mit stets anderen Teilnehmerinnen und Teilnehmern und mannigfachen Medien.

Im Gegensatz zu vielen anderen Generationen-Projekten wurde weder angestrebt, dass die älteren Menschen den Jugendlichen etwas beibringen, noch umgekehrt. Vielmehr sollten sich die unterschiedlichen Gruppierungen gleichberechtigt einer gemeinsamen Aufgabe und einem gemeinsamen Thema widmen. Insofern war es folgerichtig, von Beginn an, nicht nur auf einen guten Dialog, sondern auf einen Dialog auf Augenhöhe zu setzen. Gerade der Austausch zwischen den Großeltern-Enkel-Generationen, die nicht in einem Verwandtschaftsverhältnis stehen, erscheint wegen des demografischen Wandels wichtiger denn je. Der Dialog fand bei der gemeinsamen Be- und Erarbeitung von Themen, beim Produzieren von multimedialen Produkten, bei der Auseinandersetzung mit Medien, Medieninhalten und -erfahrungen sowie bei der Veröffentlichung und Präsentation von gemeinsamen Produkten statt. Gleichzeitig förderte die aktive Medienarbeit die Medienkompetenz der Teilnehmenden – im Sinne einer sowohl kritisch-reflexiven Nutzung als auch der eigenen aktiven und kreativen Gestaltung von Medien und der Fähigkeit, Medienentwicklungen einschätzen und beurteilen zu können. Dies sind für beide Generationen wichtige Voraussetzungen für gesellschaftliche und kulturelle Teilhabe in unserer von Medien geprägten Welt.



Quelle: Theunert 1999, Schorb 2005



Vom DJ-Battle bis zum Kochstudio

Es gab zahlreiche Ideen, was man mit einer Gruppe, die aus Alt und Jung besteht, machen kann. Grundprinzip war, dass jedes der Projekte in einer Woche abgeschlossen werden kann und die Gruppe möglichst aus 15 Jugendlichen und 10 älteren Menschen bestehen sollte.

Einige Projekte sollen hier kurz erläutert werden:

Wie will ich leben?

Die Schülerinnen und Schüler der Sozialpflegeschule in Neuen-dettelsau (Ansbach, Bayern) drehten eine Woche lang zusammen mit älteren Menschen Filme. Am Anfang der einwöchigen Projektphase trafen die zwei sich gegenseitig unbekanntenen Gruppen aufeinander. In Kleingruppen machten sie sich mit den Geräten und mit filmästhetischen Fragen vertraut. Entstanden sind vier kurze Videos, in denen es vor allem darum geht: „Wie stelle ich mir mein zukünftiges Leben vor? Wie und wo will ich leben?“



Schaufenster Giesing

In einem fünftägigen Projekt trafen jüngere und ältere Menschen aufeinander, um Geschichten über ihren Stadtteil zu erzählen. Mit Hilfe von Kamera und Stativ, Fotoapparat und Dias arbeiteten 14 Schülerinnen und Schüler einer Hauptschule mit neun älteren Menschen an kleinen Filmen, Texten und Darstellungen. Es wurde diskutiert und gelacht, Erfahrungen wurden ausgetauscht, Technik und Kunst vereint. Am Ende gab es eine Performance für alle Passantinnen und Passanten mit zwei selbstgedrehten, sehr künstlerischen Filmen, die im Schaufenster eines ehemaligen Kaufhauses gezeigt wurden.



Generation DJ-Battle

In diesem Projekt ging es um das Aufeinanderprallen zweier generationenbedingter Musikstile und -vorlieben. In intergenerationalen Kleingruppen wurden in Nürnberg, Würzburg, München und Augsburg Radiosendungen für egoFM zum Thema produziert. Paarweise spielten sich alte und junge Menschen ihre Lieblingssongs oder -musik vor und begründeten, warum ihnen ihr Stück besonders gut gefällt.

Generationen im interkulturellen Dialog

Eine Veranstaltung, auf der es um den Dialog zweier Generationen und mehrerer Kulturen ging, wurde von einem jungen Kamerateam von Jugendlichen unterschiedlichster Nationalitäten, den Street-Kids aus Fürstenfeldbruck (Bayern), gefilmt.

Küchenstudio – Kochen mit Oma und Ömer

Eine weitere Gruppe aus Fürstenfeldbruck, vor allem bestehend aus Türken und Deutschen beider Generationen, planten und filmten eine Kochsendung für das Fernsehen. Gemeinsam arbeiteten sie an der Technik, dem Bühnenbau, den Haupt- und Nebenrollen beim Kochen und Moderieren.



GPS-Schnitzeljagd

Computerspiele sind nur was für junge Menschen? Wandern ist nur was für Ältere? Wer das behauptete, wurde in dieser GPS-Mission eines Besseren belehrt. Die digitalen Schnitzeljagden produzierten die Schülerinnen und Schüler der Berufsschule Eichstätt gemeinsam mit älteren Menschen vom Deutschen Alpenverein. Zum Einsatz kamen nicht nur Wander- und Kletterschuhe, sondern vor allem GPS-Geräte, Videofilmkameras und Fotoapparate. Aufgabe war es, Spuren zu legen und die Suche zu dokumentieren.

Wir sind die Schönsten!

Jung und Alt machten sich ein eigenes Bild von sich mit Hilfe von Medien. Anlässlich der Ausstellung „Mel Ramos. 50 Jahre Pop Art“ fand der Medienworkshop mit weiblichen Jugendlichen und älteren Damen im Museum Villa Stuck in München statt. An zwei Tagen wurden Fotografien gemacht und mit Bildbearbeitungsprogrammen modifiziert, nachdem lange Diskussionen über gängige Schönheitsklischees und deren Durchbrechung geführt waren.

Einige Tipps für die Praxis

Es ist nicht leicht, altersunterschiedliche Gruppen für ein gemeinsames Projekt zu gewinnen. Das Wichtigste vorweg: Ein intergenerationelles Projekt sollte nicht als ausschließliches Ziel die Begegnung haben, aber Freiräume für die Begegnung herstellen.

Für die Akquise von Teilnehmenden sollte man auf bekannte Adressenpools zurückgreifen, den Einstieg mit niedrigschwelligen, kurzen, offenen Angeboten erleichtern (siehe z.B. Projektdokumentation „Generationen im interkulturellen Dialog“) und damit Ängste in Bezug auf den Umgang mit Medien reduzieren. Auch sollten verschiedene Anreize geschaffen werden, um das Interesse an einer Teilnahme zu wecken. Allgemein gilt: Je mehr Anknüpfungspunkte für Teilnehmende sichtbar werden, desto besser: Hier können ein Thema, ein besonderer Ort, eine Einrichtung, Teamer mit Spezialwissen oder die Anwesenheit Prominenter, die kostenfreie DVD am Schluss oder das Medium selbst elementar sein. Erfolgversprechend sind demnach eher vielschichtige Angebote.

In der Zusammenarbeit altersspezifischer Gruppen entstehen leicht Asymmetrien. Für einen Dialog auf Augenhöhe brauchen die Mitglieder Offenheit, Zeit, Motivation für die Medienarbeit und Interesse am Thema. Bewährt haben sich altersgemischte Kleingruppen. Das Aufeinanderprallen von Meinungen sollte zugelassen und künstlerisch bearbeitet werden.

Die nahezu altersunabhängige Begeisterung für Medien kann genutzt werden, um einen Austausch zu initiieren. Die Herangehensweise an Medien ist jedoch bei den Generationen unterschiedlich. So will die junge Generation eher sofort mit der Produktion starten, während die älteren Menschen erst die Funktionen erklärt haben wollen. Hier-

für die richtige Geschwindigkeit zu finden, stellt eine große Herausforderung an das betreuende Team. Grundsätzlich sollte die eingesetzte Technik intuitiv und einfach bedienbar sein, da sie andernfalls den Dialogprozess eher behindert als fördert. Das gilt sowohl für den Einsatz medienpädagogischer „Klassiker“ wie Audio- oder Videoarbeit als auch für Aktivitäten im Web 2.0.

Wenn die Betonung eines solchen Projekts auf Dialog ausgerichtet ist, so spielt die gegenseitige Wahrnehmung eine besonders große Rolle. Das Kennenlernen und der Austausch benötigen viel Zeit. Ein aktiver Prozess auf ein gemeinsames Ziel hin, mit genügend Freiraum, scheint der Königsweg für ein gelingendes intergenerationelles Projekt zu sein.

Ein guter Dialog

Das Projekt „Generationen im Dialog“ stieß sowohl bei den Teilnehmenden als auch bei der Presse, dem Fachpublikum, den Kooperationspartnern und bei Jurys verschiedener medienpädagogischer Wettbewerbe auf große Resonanz. Offensichtlich hatte niemand erwartet, dass sich diese ungewöhnliche Konstellation von Personen so gut verträgt, mehr noch, so viel Positives aus der Begegnung gezogen werden kann. Der Weg dahin war sicher nicht ganz einfach, aber auch nicht so steinig, dass man ihn nicht noch viel öfter beschreiten sollte. Denn am Ende profitieren die Teilnehmenden und Anleitenden gleichermaßen von vergleichbaren Projekten. Dann erfüllt sich das, was ein älterer Teilnehmer als sein Fazit über die Zusammenarbeit mit jungen Menschen herausstrich: „Man kann so richtig für das Leben sein.“

Teile dieses Artikels gehen auf die Texte „Generationen im Dialog: Konzept und Grundlagen“ sowie „Hilfreiches für die Planung“ zurück (vgl. Kupser/Pöttinger 2011).

Weitere Informationen zum und Ergebnisse aus dem Projekt unter: www.GenerationenimDialog.de

Literatur

- Thomas Kupser/Ida Pöttinger (Hrsg.) (2011): *Mediale Brücken. Generationen im Dialog durch aktive Medienarbeit*. München
- Bernd Schorb/Günther Anfang/Kathrin Demmler (Hrsg.) (2009): *Grundbegriffe Medienpädagogik. Praxis*. München
- Helga Theunert (2009): „Medienkompetenz“. In: Bernd Schorb/Günther Anfang/Kathrin Demmler: *Grundbegriffe Medienpädagogik. Praxis*. München, S. 199–204

Thomas Kupser, Medien- und Kunstpädagoge, Projektleiter von „Generationen im Dialog“, ist seit 2010 als medienpädagogischer Referent beim JFF – Institut für Medienpädagogik in Forschung und Praxis in München tätig. Aktuell leitet er dort den bundesweiten Handyclip-Wettbewerb „Ohrenblick mal!“.



RosenResli

Kultur für Menschen mit Demenz

Von Hans-Robert Schlecht und Florian Oliver Schlecht

„Die Förderung der Lebensqualität bildet ein zentrales Ziel der Betreuung und Versorgung von Menschen mit Demenz“ – so lautet die Philosophie der Initiative RosenResli aus Stuttgart. Dabei sind mit diesem Ziel nicht nur fachliche, sondern auch ethische Fragen verbunden: Fachliche insofern, als durch spezifische Betreuungs- und Versorgungskonzepte Lebensqualität in ihren objektiven und subjektiven Merkmalen positiv beeinflusst werden kann. Ethische insofern, als dass die Lebensqualität die subjektiven und individuellen Kriterien eines guten Lebens berühren, die bei der Entwicklung solcher Konzepte ausdrücklich zu berücksichtigen sind. Damit eine Erhaltung und Förderung der Lebensqualität erreicht werden kann, ist ein differenziertes Assessment ihrer verschiedenen Dimensionen notwendig.

Vor diesem Hintergrund stellt die Berücksichtigung der besonderen Problematik dementer Menschen in fortgeschrittenen Stadien der Erkrankung, die ihre Kriterien von Lebensqualität sowie ihre emotionale Befindlichkeit nicht differenziert ausdrücken können, eine Herausforderung dar.

Kultur für Menschen mit Demenz – macht das Sinn?

Über 1,2 Millionen Menschen mit Demenz leben in Deutschland, 6500 allein in Stuttgart, und diese Zahl wird mit dem Anstieg des Durchschnittsalters steigen. Da keine Heilungschancen in Sicht sind, nutzen die Betreuenden jetzt in zunehmendem Maße die Kultur als Möglichkeit, auch den Alltag besser in den Griff zu bekommen und damit die Lebensqualität zu verbessern.

Langsam, Schritt für Schritt, verändert sich das Denken der Menschen mit Demenz. Und in der Gesellschaft? „Spiegel online“ meldete am 10. August 2008: „Lange Zeit galt der Verstand als höchste Errungenschaft des Menschen, Gefühle dagegen wurden als dumm und unzuverlässig abgetan.



Mittlerweile wissen Hirnforscher, dass Emotionen ihre eigene Intelligenz haben und überlebenswichtig sind.“ Die Initiative „RosenResli – Kultur für Menschen mit Demenz“, entwickelte ein für Deutschland neuartiges Projekt für mehr Lebensqualität für Menschen mit Demenz. Geholfen wird hier allen Betroffenen (auch deren Angehörigen), ihr Leben in Würde zu leben, sowohl in Heimen und Wohngruppen als auch in der Familie.

„RosenResli“ schöpft aus vorhandenen kulturellen Ressourcen in der Kulturlandschaft und unterstützt engagierte Partner der Wohlfahrtsverbände, die Träger der Pflegeheime und die Kirchen. „RosenResli“ konzipiert dazu ein Programm und organisiert die fürsorgliche Begleitung für Besuche im Museum, im Theater, von Konzerten, Opern- und Ballettvorstellungen, Gottesdiensten, Lesungen und im Sinnesgarten/dem Haus des Waldes. Immer öfter machen sich die Menschen mit Demenz in Begleitung ihrer Angehörigen oder Helferinnen und Helfern mit der U-Bahn auf zum Kultur- und Freizeitprogramm. Für Menschen mit Demenz ist das eine Fahrt ins „Blaue“, ein Abenteuer, denn sie wissen in der Regel nicht, was sie erwartet.

Haben die Besucherinnen und Besucher denn nicht schon nach dem Verlassen des Museums oder Theaters wieder alles vergessen?

Erst einmal am Ziel angekommen, ist die Freude groß, denn jetzt ist viel Zeit für Erinnerungen, Poesie, Melancholie, Gespräche, mit Worten oder „Händen und Füßen“ und für viele Emotionen. Und wenn die „sprachlosen“ Menschen, die den „Verstand“ verloren haben, beim Kontakt mit der Kultur so emotional ins Gespräch kommen, dann sind sie glücklich.

Neben der positiven Auswirkung auf die Stimmung, die manchmal für Stunden oder Tage anhält, zeigen die Erfahrungen, dass die Demenz, welche oftmals die Fähigkeiten der Betroffenen vielfältig einschränkt, manchmal

auch tief liegende Fähigkeiten, wie Deutungs- und Ausdrucksvermögen, die bis dahin verborgen waren, aktivieren kann und wieder lebendig werden lässt.

Hätte man diese Menschen, dort wo sie leben, an einem ganz gewöhnlichen Tag getroffen, hätte man sie wohl nicht so überzeugt und ausdrucksicher erlebt wie im Museum. Demenz raubt keine Erinnerungen, unsere Erinnerungen sind alle gespeichert. Demenz betrifft nur jenen Teil des Gehirns, der auf Erinnerungen zugreift. Es ist, als ob man die Erinnerungen in einen Tresor gesteckt hat und dann den Schlüssel verloren hat. Die Emotionen jedoch sind immer da.

Ökumenischer Gottesdienst für und mit Menschen mit Demenz

Menschen, die an Demenz erkrankt sind, verlieren den Zugang zu den Erfahrungen, die sie ihr Leben lang gemacht haben und die in ihrer Seele gespeichert sind. Das gilt eben auch für religiöse Erfahrungen.

Dennoch sind sie da und können aufgerufen werden. Im Hören auf den Klang der Glocken und der Orgel, im Erleben des Raumes, im Wahrnehmen des Altars mit Blumen und Kerzen, beim vertrauten Sitzen in der Kirchenbank mit dem Gesangbuch in den Händen können demente Menschen an ihre gläubigen Erfahrungen anknüpfen.



Weitere Informationen: www.rosen-resli.net

Hans-Robert Schlecht und **Florian Oliver Schlecht** (Vater und Sohn) sind die Gründer und Macher von RosenResli e.V. Sie wurden 2002, während der engagierten Pflege ihrer (Groß-)Mutter, mit dem Thema Demenz konfrontiert. Mit Hilfe von Prof. John Zeisel (USA) und weiteren fachkompetenten Gründungsmitgliedern erarbeiteten sie das Konzept „Kultur für Menschen mit Demenz“.



Radiorauschen und Kantorentango

Der „Experimentalchor Alte Stimmen“

Von Bernhard König

Der erste öffentliche Auftritt unseres Chores beginnt mit dem Rauschen und Knarzen eines schlecht eingestellten Kofferradios. Einer unserer Choristen hält es vorn am Bühnenrand ans Mikrofon. Kurze Zeit später der erste Einsatz des Chores: Kein gesungener Akkord, keine Melodie, sondern eine stimmliche Fortsetzung des Radiorauschens, in die sich nach und nach verschiedene musikalische und textliche Einsprengsel mischen. Choral- und Bigbandfragmente einer Bläsergruppe. Aktuelle Nachrichten vom Tage, gelesen von einer professionellen Rundfunksprecherin. Kurze Anklänge an Popsongs und Opernarien aus dem Mund einer Solosängerin. Der Chor rauscht derweil munter weiter.

Wir befinden uns auf dem 33. Deutschen Evangelischen Kirchentag in Dresden. Der Chor, der hier soeben geräuschhaft sein öffentliches Debüt begehrt, existiert erst seit wenigen Monaten. Das ungewöhnliche Repertoire ist nicht seine einzige Besonderheit: Alle Sängerinnen und Sänger mussten, um zugelassen zu werden, ein exklusives Aufnahmekriterium erfüllen. Man musste nicht vorsingen oder seine Blattlese-Künste unter Beweis stellen, um hier mitsingen (oder -rauschen) zu dürfen. Aber man muss mindestens 70 Jahre alt sein.

Startschuss in Köln

2010 erteilte mir die Stuttgarter Addy-von-Holtzbrinck-Stiftung den Auftrag für ein mehrjähriges künstlerisches Forschungsprojekt. Die Aufgabenstellung: Neue Formen für das Musizieren mit alten Menschen entwickeln. Gemeinsam mit dem Stiftungskuratorium erarbeitete ich ein mehrstufiges Projekt, das sich an verschiedenen Schauplätzen unterschiedlichen Daseinsformen von „Alter“ widmet. Neben Angeboten in einem Altenheim und einem Hospiz sollte auch ein neuer Chor ins Leben gerufen werden: Ein Experimentallabor für „alte Stimmen“, das sich ausschließlich der Entwicklung und Einstudierung neuer Stücke widmet.

Doch würden sich für ein solch ungewöhnliches Vorhaben überhaupt ausreichend mitwirkungswillige Seniorinnen und Senioren finden lassen? Und dann auch noch in einer kulturell „übersorgten“ Stadt wie Köln? Trotz aller positiven Vorerfahrungen waren wir skeptisch. Um auf „Nummer sicher“ zu gehen, starteten wir parallel an zwei Schauplätzen und kündigten sowohl für Köln als auch für das nahe gelegene Troisdorf einen ersten „Schnupperworkshop“ an. Selbst wenn sich in beiden Städten nur 10 bis 15 Interessierte anmelden sollten – so unsere Idee –, würden wir insgesamt auf eine ausreichend große Zahl von Sängerinnen und Sängern kommen. Im Lauf der Zeit sollte es dann hoffentlich möglich sein, durch Mundpropaganda ein allmähliches organisches Wachstum zu erreichen.

Zum Zeitpunkt der ersten öffentlichen Ankündigungen unseres Vorhabens befinden meine Kollegin Monika Winterson und ich uns auf einem Klausurwochenende für Musikvermittler. Der „Kölner Stadtanzeiger“ hat soeben in seiner Wochenendausgabe eine kleine Notiz abgedruckt: „Singen ab siebzig: ‚Experimentalchor für Alte Stimmen.‘ Anmeldung zum Schnuppertreffen unter 0221 usw.“ Kein Foto wohlgemerkt, kein Artikel, bloß ein dürrer, zweizeiliger Veranstaltungshinweis. Leicht zu übersehen – und doch, ganz offenkundig, auffällig genug, um von dieser gut informierten und kulturhungrigen Klientel wahrgenommen zu werden. Im Verlauf des Vormittags erhält meine Kollegin einen Anruf ihres Sohnes: Das Band sei voll mit Anmeldungen begeisterter Seniorinnen und Senioren, die ihrer Freude über unser Angebot Ausdruck geben und nun unbedingt dabei sein möchten. Monika Winterson bittet ihren Sohn, alle Anrufer zu notieren und die Aufzeichnungen zu löschen, um Platz für neue Nachrichten zu schaffen. Zwei Stunden später dann ein erneuter Hilferuf aus Köln: Der Anrufbeantworter sei schon wieder voll.

Am Ende werden sich über 120 singbegeisterte Seniorinnen und Senioren bei uns angemeldet haben, beim hundertsten Interessenten werden wir schweren Herzens eine Warteliste einführen müssen. Schon aus rein pragmatischen Gründen: In unserem Probendomizil, dem Foyer der Kölner Philharmonie, stehen uns „nur“ 100 Stühle zur Verfügung.

Um einiges zögerlicher läuft hingegen der Start in Troisdorf an. Hier sind es tatsächlich eher die erwarteten 15 bis 20 Sängerinnen und Sänger, die bereit sind, sich auf ein solches Unternehmen einzulassen. Auch in der Folgezeit wird sich zeigen, dass ein solcher Chor in Großstadt und Kleinstadt auf ganz unterschiedliche Art und Weise funktioniert.

Organisatorische Anlaufschwierigkeiten:

Die erste Chorprobe

Obwohl wir beileibe keine Anfängerinnen und Anfänger mehr sind, beschleicht uns alle vor unserem ersten Chortermin leise Nervosität. „Wir“ – das sind, neben mir, vier hochmotivierte Kolleginnen, die allesamt aus ganz unterschiedlichen Gründen den Wunsch entwickelt haben, sich musikalisch mit dieser Zielgruppe zu beschäftigen. Die Jazzsängerin Alexandra Naumann und die Flötisten und Konzertpädagogin Ortrud Kegel werden mit mir zusammen den Kölner Chor leiten. Der kleinere Parallelchor in Troisdorf wird von der Kantorin Brigitte Rauscher und der Musikpädagogin Monika Winterson betreut. Alles in allem also eine bunte Truppe mit einer kreativen Vielfalt an Kompetenzen und Arbeitsansätzen.

Das rasante telefonische Feedback in Köln hat nicht getäuscht: Trotz Teilnahmebegrenzung und Warteliste finden sich über 100 neugierige Sängerinnen und Sänger zur ersten Schnupperprobe ein. Kaum einer kann sich unter dem Begriff „Experimentalchor“ etwas vorstellen, die meisten haben eine konventionelle Chorarbeit nach Noten erwartet und sind einigermaßen überrascht, als wir sie zur Begrüßung auffordern, sich nicht in vier Stimmen zu sortieren, sondern Männlein und Weiblein bunt zu mischen. Es wird nicht die einzige Überraschung bleiben: Ohne größere Umschweife konfrontieren meine Kolleginnen und ich die staunende Gruppe mit freimetrischen Kanons, Klangfarbenimprovisationen, Flüster- und Sprechstücken.

Ich kann nicht verhehlen, dass in diesem etwas brachialen und gänzlich unpädagogischen Verzicht auf jegliche schonende und vertrauensbildende Hinführung durchaus auch ein Stück Berechnung steckt: Vielleicht, so der anfängliche Hintergedanke, wird unser Chor auf diese Weise von ganz allein auf eine etwas praktikablere Größe schrumpfen. Eine Hoffnung, die sich – glücklicherweise! – nicht erfüllen wird. Nur sehr wenige lassen sich von unserem stark experimentellen Einstieg abschrecken. Stattdessen: Viel Begeisterung über all die neuen Erfahrungen.

Neue Erfahrungen sammeln auch wir – vor allem, was die kontinuierliche Arbeit mit einer Gruppe von dieser Größe betrifft. Rein musikalisch lernen wir die Qualitäten eines großen Chores schnell zu schätzen – organisatorisch stellt er uns vor manche Herausforderung. Etwa beim Thema „Kommunikation“: Rund ein Drittel unserer Seniorinnen und Senioren haben zu Beginn der Proben noch keinen eigenen Internetzugang, gleichzeitig sind



wir als Chor ohne festen Probenort und mit häufigen Ausweichquartieren auf eine ständige, funktionierende Kommunikation angewiesen, deren telefonische Abwicklung uns in dieser Größenordnung massiv überfordern würde. Mit Hilfe von „E-Mail-Patenschaften“ lässt sich das Problem kurzfristig lösen, im Lauf der Zeit werden dann einige Sängerinnen und Sänger die Gelegenheit ergreifen, sich erstmals im Leben eine eigene Mailadresse zuzulegen.

Ein zweites Problem: Das gegenseitige Kennenlernen. Jegliche Vorstellungsrunde würde den zeitlichen Rahmen sprengen und angesichts dieser Fülle an Namen und Gesichtern wenig Effekt haben. So führen wir stattdessen eine „Lostrommel“ ein, aus der zu Beginn jeder Probe die Namen von vier Choristen gezogen werden. Diese vier dürfen sich der Gruppe kurz vorstellen, sodass im Lauf der Zeit immer mehr Namen ein Gesicht, immer mehr Gesichter einen persönlichen Hintergrund erhalten.

„Leider etwas überengagiert“: Die erste Chorkomposition

Schnell springt der Funke über – in beide Richtungen: Die Begeisterungsfähigkeit und Freude „unseres“ Chores steckt unser Leitungsteam von Probe zu Probe mehr an. Zugleich wird aber auch deutlich, dass es einen erheblichen Spagat bedeuten wird, die völlig unterschiedlichen Voraussetzungen unserer Sängerinnen und Sänger unter einen Hut zu bekommen: Manche von ihnen bringen jahrzehntelange Chorerfahrung mit, andere haben noch nie zuvor mehrstimmig gesungen. Manche lesen routiniert vom Blatt, andere lassen sich bereitwillig auf das Abenteuer ein, im Anschluss an die Chorproben von Ortrud Kegel in die Geheimnisse der Notenschrift eingeführt zu werden.

Auf große Begeisterung stößt von Anfang an die ausgiebige Stimmbildung, angeleitet von den beiden Gesangsprofis Alexandra Naumann und Brigitte Rauscher. Meinen eigenen Beitrag sehe ich vor allem im kompositorischen Bereich angesiedelt. Für die erste reguläre Chorprobe habe ich einen konventionell gesetzten, vierstimmigen „Alte-Stimmen-Tango“ geschrieben, der – stilistisch irgendwo zwischen Comedian Harmonists und Wise Guys angesiedelt – ein Stück musikalischer Altersdiskriminierung beschreibt:



Unser kleiner, aber feiner Kirchenchor
hat seit Kurzem einen neuen Herrn Kantor.
Der ist jung, dynamisch und sehr motiviert,
aber leider etwas überengagiert,
vor allem, wenn es um die nette
und adrette
Sopranette geht,
die bei ihm immer in der allerersten Reihe steht,
dort himmelt er sie an,
weil sie hoch singen kann
und vermutlich auch noch einfach so als Mann.

Im Verlauf vierer Strophen wird ein „Aufstand der Alten“ beschrieben, die ihren Chorleiter aus pädagogischen Gründen im Stich lassen, um ihn so davon zu überzeugen, dass eine einzelne „junge Sopranette“ noch keinen funktionierenden Chor ausmacht.

Uns're alten Stimmen
sind hier wohl nicht so recht willkommen.
Drum haben wir uns
heut' Abend einmal freigenommen.
Indem wir uns die Probe schenken,
tun wir den Altersdurchschnitt senken,
mit Effizienz und Garantie:
Nur er und sie,
so jung war dieser Chor noch nie,
ist das nicht toll?!

Im „wirklichen Leben“ unseres eigenen Kölner Chores wird schnell deutlich, dass der Text zwar auf allgemeine Erheiterung und viel Anklang stößt – dass ich aber auf musikalischer Ebene mein Thema verfehlt habe. Viel zu schwer ist dem überambitionierten „Herrn Kompositeur“ sein erster Versuch geraten – der Bass zu tief, die Mittelstimmen zu kompliziert – und auch die eigentliche Zielsetzung des gesamten Unternehmens ist hier noch nicht eingelöst: Statt uns gemeinsam auf die Suche nach einer „Ästhetik der alten Stimmen“ zu begeben, verbringen wir viel Probenzeit damit, traditionellen Vorbildern nachzueifern. Und so sind es fürs Erste eher die freien Einsingübungen, in denen schon jetzt von Zeit zu Zeit das erhoffte „unnachahmliche“ künstlerische Potenzial aufschimmert.



Satire und Gedenken:

Das erste Experimentalstück

Schon nach einigen Wochen zeichnet sich eine erste Auftrittsgelegenheit ab: Ich bin angefragt worden, im Rahmen des Evangelischen Kirchentags eine „Politische Nachtmusik“ zu gestalten und möchte diesen Anlass nutzen, um unserem Chor ein erstes Etappenziel zu setzen.

Die Idee: Eine „Rahmenkomposition“ mit großen improvisatorischen Spielräumen, die den Chor in die Lage versetzt, musikalisch auf tagesaktuelle Nachrichten zu reagieren. Es gelingt uns, mit Christiane Wedel, eine professionelle WDR-Sprecherin, für den Solopart zu gewinnen. Sie liest in typischem Radio-Duktus ausgewählte Nachrichten des Tages, der Chor reagiert darauf mit zuvor festgelegten und eingeübten Improvisationsmodellen: Gesungene Echos von Politikernamen und anderen Schlüsselbegriffen zum Beispiel, die – in Kombination mit den nüchtern vorgetragenen Nachrichtentexten – fast zwangsläufig eine gewisse Komik entwickeln.

Am Tag der ersten Probe für dieses Stück handelt eine aktuelle Meldung von seismografischen Messungen. Wir picken uns den Begriff „Erdbebenmessstation“ heraus und

machen seine Silben und Buchstaben zum Ausgangsmaterial für verschiedene Improvisationsspiele. 14 Tage später hat das Wort „Erdbeben“ eine völlig neue Bedeutung erhalten. Die japanische Ostküste ist vor wenigen Tagen von der größten Katastrophe der Nachkriegszeit heimgesucht worden. Niemandem von uns steht der Sinn nach irgendwelchen satirisch angehauchten Nachrichten-Spielerien. Stattdessen legt sich auf unseren Vorschlag hin jedes Chormitglied einen kurzen Satz zurecht, mit dem er seine ureigensten Gedanken und Gefühle zu den Geschehnissen in Japan ausdrückt. Anschließend improvisieren wir, auf Grundlage weniger einfacher Regeln, eine etwa zehnmünütige Gedenkmusik. Viel Stille, sparsame Klavierklänge, sachlich vorgetragene Nachrichten aus Fukushima und eine Chorpartie, in der sich die subjektiven Gedanken, Sorgen und Fürbitten der Choristen zu vielstimmigen Akkorden mischen. „Objektiv“ betrachtet sicher nicht viel mehr als ein Ausdruck kollektiver Hilflosigkeit – für uns selbst aber eine bewegende Erfahrung, die den Chor weiter zusammenwachsen lässt. Ein Chor-Ehepaar kündigt an, befreundeten Chorsängerinnen und -sängern aus Tokio noch am gleichen Abend per Mail von unserem musikalischen Gedenken berichten zu wollen.

In Troisdorf hingegen kommen unsere „Nachrichten-Experimente“ nicht ganz so uneingeschränkt gut an und sorgen für eine vorübergehende Polarisierung. Auch hier ist die Mehrzahl der Mitwirkenden tief beeindruckt und empfindet – jetzt erst recht – gerade die ungewöhnlichen und neuartigen Bestandteile unserer Arbeit als besondere Stärke. Doch einige wenige Choristen nehmen unsere „Fukushima-Meditation“ auch zum Anlass, unseren Chor zu verlassen. Ohne Frage eine respektable Entscheidung: So lange sich unsere Experimente auf einer spielerischen Ebene bewegten, waren sie noch „hinnehmbar“ – nun, wo es inhaltlich ernst wird, ist für einige eine Toleranzgrenze überschritten. Für uns eine deutliche Erinnerung daran, dass wir uns mit unserem Konzept weiterhin auf einer recht waghalsigen Gratwanderung befinden.

Doch trotz solcher kleinen Irritationen macht unser Chor spürbare Fortschritte. Es zeigt sich, dass experimentelle und klassische Chorarbeit einander befruchten: Durch die häufigen Improvisationsspiele, die teilweise sehr körperbetonten Einsingübungen und, nicht zuletzt, eine vergnügliche und lockere Probenatmosphäre, die durch viel gemeinsames Lachen geprägt ist, hat unser Chor in kurzer Zeit jede Schüchternheit überwunden und sich ein Maß an Bühnenpräsenz erarbeitet, das mit herkömmlichen Einsingübungen allein wohl schwer zu erreichen wäre. Auch der zu kompliziert geratene „Alte-Stimmen-Tango“

verbessert sich rasant, nachdem wir die vier Einzelstimmen als „Übe-Audiofiles“ zur Verfügung gestellt haben. (Neben der selbstständigen Erarbeitung der eigenen Stimme erlebt hier ein großer Teil des Chores noch ein ganz anderes Erfolgserlebnis am Rande: Sich erstmals im Leben, einer detaillierten schriftlichen Gebrauchsanleitung folgend, eine Datei aus dem Internet herunterzuladen.)

Der erste Auftritt

Die gemeinsame Reise zum Kirchentag nach Dresden stellt unser Leitungsteam indes vor ganz neue und völlig unerwartete Hürden. Obwohl sich anfangs eine beträchtliche Zahl von Interessenten gemeldet hatte, schrumpft die Zahl der Dresdenfahrer immer mehr zusammen. Dem einen ist die Fahrt zu teuer, dem anderen zu strapaziös, hinzu kommt, dass die Terminierung des Kirchentags in der ersten Juniwoche für viele Seniorinnen und Senioren in die Kernzeit ihres Jahresurlaubs fällt, den sie – durchaus generationstypisch – in der Urlaubs-Vorsaison angesiedelt haben.

Als sich gegen Ende herauskristallisiert, dass wir in einer Besetzung von nur 13 Sängerinnen und Sängern nach Dresden fahren werden, stellt sich immer häufiger unterschwellig die Frage: Hat sich all dieser Aufwand dafür wirklich gelohnt? Doch spätestens als wir in Dresden auf der Bühne stehen, hat sich alle Frustration verflüchtigt. In einem intensiven Probenwochenende haben wir unserem kleinen Programm den letzten Schliff gegeben – und unsere Sängerinnen und Sänger haben gemeinsam das Kunststück vollbracht, sich in kürzester Zeit darauf einzustellen, dass sie mit einem Mal nicht mehr Teil eines 100-köpfigen Chores sind, sondern beinahe schon ein Solistenensemble.

Die Uraufführung unseres Stückes „Nachrichten hören“ für Sprecherin und improvisierenden Chor findet unter nicht ganz unproblematischen Bedingungen statt. Die von mir selbst mitkonzipierte und moderierte „Politische Nachtmusik“ erweist sich als dramaturgisch unausgereift: Das Programm ist mit zu vielen Elementen überladen, die räumliche Situation nicht optimal. Doch auch wenn die Schwächen der Programmgestaltung beim Publikum einen durchaus gemischten Eindruck hinterlassen, stößt der Beitrag des Chores auf große Anerkennung.

Zwei Tage später dann ein zweiter Auftritt. Das zuständige Planungsgremium des Kirchentags hat die Anmeldung unseres Chores zum Anlass genommen, um noch eine eigene, „maßgeschneiderte“ Veranstaltung ins Programm aufzunehmen. Sie trägt den schönen Titel „Alter schützt vor Singen nicht“ und stellt verschiedene Modelle für das Singen mit Seniorinnen und Senioren vor. Schon zu Beginn muss der Saal wegen Überfüllung geschlossen werden. Als wir das Programm dann mit der Uraufführung des „Alte-Stimmen-Tangos“ eröffnen, werden „unsere Alten“ bejubelt wie Popstars. Ein schönes, erstes Erfolgserlebnis – wenn auch leider vorerst nur für einen sehr kleinen Teil unseres Chores.

Auch unser Leitungsteam hat in Dresden frische Motivation getankt. Auf dem Rückweg sind wir voller Pläne für das nächste Halbjahr: Jazzarrangements und Geräuschstücke, eine satirische Moritat und eine Kollektivkomposition, zu der die Choristen eigene Ideen beisteuern können. Und um das Motivationsmaß voll zu machen, erreicht uns zum vorübergehenden Abschied in die Sommerpause noch die E-Mail einer Choristin: „Dieser Chor ist eine große und zunächst ganz unerwartete Bereicherung für mein Leben geworden. Ich hatte vorher keinen für mich passenden Chor gefunden und auch angesichts meines Alters die Hoffnung aufgegeben, dass das noch geschehen könnte. Ich betrachte es als großes Geschenk, dass dieser lang gehegte Wunsch doch noch in Erfüllung gegangen ist.“

Weitere Informationen: www.alte-stimmen.de

Bernhard König, Komponist, Hörspielmacher und Interaktionskünstler ist Mitbegründer des Kölner Büros für Konzertpädagogik. Bundesweit ist er als freier Dramaturg, Berater und Konzertpädagoge für große Konzertveranstalter tätig. Als Initiator und Leiter verschiedener Projektchöre hat er neue Formen des Gemeinde- und Chorgesangs für experimentelle Gottesdienste, politische Kundgebungen und vielerlei andere Anlässe entwickelt.



Von Peter Kraus bis Woodstock

Biografiearbeit mit Menschen im dritten Lebensalter

Von Sabine Sautter

Natürlich beschäftigt man sich in vielen Zusammenhängen in der Erwachsenenbildung, Kultur- oder Beratungsarbeit mit prägenden lebensgeschichtlichen Ereignissen. Dezierte Biografiearbeit ist allerdings angeleitetes Erinnern, in Gruppen, im Einzelcoaching, in den verschiedensten Settings, mit den unterschiedlichsten Zielgruppen. Biografiearbeit geschieht bewusst und ausschließlich, weil sie das Erinnern nutzt, um Vergangenes zu verstehen, die Gegenwart mit ihren Chancen und Erfordernissen zu gestalten, und aus der eigenen Lebensgeschichte heraus Zukunft zu entwerfen. Es gibt biografisches Schreiben und Erzählen, Erinnerungstheater, Biografiearbeit mit kreativen Methoden und vieles mehr.

In der Arbeit mit Älteren kommt der Biografiearbeit besondere Bedeutung zu, denn: wer schon länger lebt, hat mehr erlebt, es gibt mehr zu erinnern und zu verstehen. An dieser Stelle geht es um Menschen im dritten Lebensalter, die sich also in der Lebensphase nach Berufstätigkeit und Kindererziehung befinden, in der man oft fit und aktiv ist und lange noch nicht so alt, dass die Bewältigung des Alltags zur Aufgabe wird (dann beginnt das vierte Lebensalter).

Wer sich mit seiner Geschichte auseinandersetzt, arbeitet daran, den „roten Faden“ im eigenen Leben zu finden. Biografiearbeit ist Identitätsarbeit. Sie hilft, Heimat bei sich selbst zu finden, aber auch bei anderen Menschen und in einer Zeit mit ihrer Geschichte, ihrer Kultur und anderem mehr.

Im Folgenden sollen die Grundprinzipien der Biografiearbeit mit ihren wesentlichen Perspektiven vorgestellt werden. Sodann schließt sich der Fokus auf die sogenannte Kulturbioografie von Menschen im dritten Lebensalter an. Abschließend zeigt eine Methode, wie man kulturbiografische Erinnerungen erschließen kann.

Prinzipien der Biografiearbeit

Es gibt einige Grundprinzipien, ohne die Biografiearbeit nicht funktionieren kann, zumindest nicht in einer Weise, die für alle befriedigend ist. Die wichtigsten sind:

Biografiearbeit ist Ressourcenarbeit.

Wir fragen nach positiven Prägungen: nach Menschen, die wichtig waren, nach Kraftorten und anderem mehr. Wer von schwierigen Erfahrungen erzählen möchte, ist herzlich willkommen mit seiner Geschichte – nur wird er nicht nach Schmerzhaftem gefragt. In erster Linie sucht Biografiearbeit nach Kraftquellen im Leben.

Es gibt keine Themenverfehlung.

Wenn zwar nach einer „wichtigen“ zwischenmenschlichen Begegnung gefragt wird, der befragten Person aber „nur“ ein Erlebnis auf einem einsamen Berg einfällt, dann ist dies die Geschichte, die hier und jetzt erzählt werden will. Sie ist herzlich willkommen.

Biografische Geschichten brauchen Achtsamkeit, Wertschätzung und Würdigung.

Schließlich zeigt man sich mit seinen Erlebnissen, öffnet sich und ist damit auch verletzlich. Daher ist es Aufgabe der Leitung, diesen persönlichen Raum zu würdigen und zu schützen, und für eine Atmosphäre zu sorgen, die möglichst frei ist von Wertung. Dazu gehört auch, dass Persönliches in der Gruppe bleibt.

Freiwilligkeit

Wer eine Erinnerung nicht erzählen möchte, ist völlig frei, sie bei sich zu behalten. Niemand darf genötigt werden, mehr von sich zu zeigen als sie oder er möchte.

Perspektiven der Biografiearbeit

Erinnerungsarbeit in der individuellen Perspektive

Jede Lebensgeschichte hat ihre Besonderheiten, die den einzelnen Menschen in seiner Individualität sichtbar werden lassen. Welche Anfänge, welche Wendepunkte gab es in diesem Leben? Was hat diesen Menschen besonders geprägt, was waren entscheidende Entwicklungsschritte, welche Befreiungserfahrungen gab es? Gelungene Biografiearbeit führt mit der Zeit dazu, dass Menschen ihr Leben als Ganzes wahrnehmen und einen „roten Faden“ darin entdecken. Und nicht selten bekommen sie dadurch, dass sie einem aufmerksamen Gegenüber ihre Geschichte erzählen, einen Blick für das, was sie geschaffen, welche Fähigkeiten sie im Lauf ihres Lebens entwickelt haben und wo sie beschenkt wurden.

Biografiearbeit und soziale Beziehungen

Biografiearbeit ist nicht ohne sozialen Kontext denkbar. Erzählen braucht ein Gegenüber, sei das eine Gruppe oder ein einzelner Mensch. Das Zuhören, Mitfühlen, Nachfragen vermittelt demjenigen, der sich erinnert, ein Bewusstsein vom Wert der eigenen Person und ihrer Geschichte. Und die Wahrnehmung eines Menschen verändert sich: die ältere, edel gekleidete und gebildete Dame wird zum Kind, das in Trümmern spielt, viel zu früh erwachsen werden und Verantwortung übernehmen muss... Beides gehört zu ihr und zwischen beidem liegt ein langer und interessanter Lebensweg.

Geschichten von persönlichen Beziehungen sind integraler Bestandteil von Biografiearbeit. In jeder Lebensgeschichte gibt es Ressourcenpersonen. Das sind Menschen, die uns mit liebevollen Augen sahen und die uns auf unserem Weg unterstützt haben. Oder Menschen, die uns beeindruckt haben, die etwas in uns berührt haben, die uns Werte vermittelt haben. Es ist lohnend, sich mit diesen Menschen zu beschäftigen, mit dem, was sie uns mitgegeben haben und damit, wie das in unserem Leben wirksam wurde.

Besondere Bedeutung kommt der Herkunftsfamilie zu. Seine Familie kann sich niemand aussuchen, aber sie ist fast immer Ort erster, prägender Beziehungen. Sie vermittelt Werte, ist Ort kollektiver Erfahrungen – und natürlich auch verletzender Erfahrungen. Viele ältere Menschen schreiben Erinnerungen auf für ihre Familie. Sie verstehen dies als eine Art, Familienerbe weiterzugeben.

Die Perspektive von Umfeld und Zeitgeschichte

Wir alle sind durch unser Umfeld geprägt. Der Mann aus einem nordfriesischen Dorf, der „über die Kante gucken muss“, hat andere Prägungen erfahren als die alte Dame aus einer Schwabinger Großbürgerfamilie. Solche Prägungen geschehen durch Landschaften, Dörfer und Städte, Räume und vielem mehr.

Wir alle sind aber auch Kinder unserer Zeit. Zeitgeschichtliche Themen spielen eine bedeutende Rolle in der Biografiearbeit. Beim Anleiten sind historische Grundkenntnisse hilfreich. Wichtig ist dabei die Zielsetzung. Geht es darum, sich in einem größeren zeitgeschichtlichen Kontext zu verorten und kollektive Erfahrungen wahrzunehmen? Wollen ältere Menschen Erinnerungen für ihre Familie dokumentieren? Oder soll Geschichtswissen Dritten zur Verfügung gestellt werden? Dementsprechend unterscheiden wir Biografiearbeit mit zeitgeschichtlichen Themen von der Zeitzeugenarbeit.

Zeitzeugen vermitteln natürlich nicht „objektive Geschichte“ – falls es diese überhaupt gibt. Dafür ist Erinnerung viel zu sehr ein Verarbeitungs- und Deutungsprozess. Und trotzdem bringen uns gerade subjektive Erzählungen Geschichte näher. Es ist wichtig zu wissen, wie viele Menschen mit Flüchtlingstrecks von welchen Orten wohin unterwegs waren. Ebenso wichtig ist es zu wissen, was es für ein Kind bedeutet hat, mit einem dieser Flüchtlingstrecks unterwegs zu sein, in Auffanglagern gelebt zu haben, die Erfahrung von Einquartierung und Ablehnung durch Einheimische durchlebt zu haben. Wenn wir mit über 70-Jährigen arbeiten, ist die Wahrscheinlichkeit nicht gering, dass sie genau das erlebt haben.

Sinn und Spiritualität in der Biografiearbeit

Zumindest im früheren Westdeutschland hat fast jeder Mensch eine Geschichte mit der Religion, die zu seiner Kultur gehört, egal ob er heute gläubig ist, Atheist ist oder dem Ganzen gleichgültig gegenübersteht. Die persönliche Geschichte mit dem Glauben ist ein sehr persönliches, aber für viele Menschen auch ein wichtiges Thema. An dieser Stelle sei vor allem auf das Thema

„spiritueller Erfahrungen“ verwiesen, denn diese werden nicht nur im religiösen Kontext gemacht, sondern auch in der Natur, in menschlichen Begegnungen oder: in der Kunst. Viele Menschen berichten von tiefen Erlebnissen, die sie durch Kunstwerke, durch Musik u.a. erfahren haben, die über alles Greifbare hinausweisen.

Die sinnhafte Dimension von Biografiearbeit erschließt sich aber nicht nur über explizit spirituelle Erfahrungen. Über Erinnern und Erzählen beginnen Menschen nicht selten, den „roten Faden“ im eigenen Leben zu ahnen. Es gelingt ihnen, sich einzuordnen in ein größeres Ganzes. „Die Erzählung macht aus den treibenden Bruchstücken des Lebens einen Strom aus Zeit und Sinn“ (Fulbert Steffensky). Sören Kierkegaard wird der Satz zugeschrieben „Das Leben wird vorwärts gelebt und rückwärts verstanden“. Aus der rückschauenden Deutung kann ein Sinnfindungsprozess werden, zum Beispiel wenn deutlich wird, dass auch schwierige Lebensphasen zu Wachstum und Veränderung geführt haben, oder dass sich gerade hier Lebensaufgaben zeigen.

Die Kulturbioografie von Menschen im dritten Lebensalter

Rock'n Roll und Pettycoat, die ersten Kino-Paläste u.a. sind kollektive Kulturereignisse, welche die heute 70-Jährigen verbinden. Natürlich gibt es in jeder Zeit unterschiedliche Erinnerungskollektive, und die 1950er Jahre wurden zum Beispiel in der Stadt anders erlebt als auf dem Land, unter Fabrikarbeitern anders als unter Studenten. Nichtsdestoweniger haben kulturelle Ereignisse eine nicht zu unterschätzende prägende Kraft. Bücher, Musik und Filme sind immer auch Ausdruck von Zeitgeist und waren maßgeblich beteiligt an der Wertesozialisation ganzer Alterskohorten. Nicht jede oder jeder hat dasselbe erlebt, aber es gibt ein kollektives Lebensgefühl aus einer bestimmten Zeit, das viele teilen und dem sich viele zugehörig fühlen.

Maßgebliche Prägungen erfahren viele Menschen in der Lebensphase vom Teenageralter bis zur frühen Twenzeit. Dies ist die Phase der Individualisierung, in der die Eltern an Bedeutung verlieren und man sich verstärkt nach außen orientiert. Dabei spielt Kultur als Bedeutungsträger eine wesentliche Rolle, seien es Musik, Mode, aber auch Bücher, Filme, Essen und Trinken und anderes mehr. Erzählungen über prägende kulturelle Erlebnisse sind daher häufig in diesem Lebensalter angesiedelt. Wer sich heute im dritten Lebensalter befindet, hat diese prägende Phase in der Regel in den 1950er oder 1960er Jahren durchlebt:



Kultur der 1950er Jahre

In der Mitte des vergangenen Jahrhunderts entsteht eine verlängerte Jugendphase, bedingt durch längere Ausbildungszeiten und wachsende Bildungschancen im Nachkriegsdeutschland. Auch „kleine Leute“ können sich Kultur leisten, da nun Taschenbücher und Buchclubs, Kino und Theater für viele erschwinglich sind – unterstützt durch das Wirtschaftswunder, das bei den meisten in der zweiten Hälfte der 1950er ankommt. Das Radio ist ein wichtiges Medium, um Musik populär zu machen, zu der es im Nazi-Deutschland keinerlei Zugang gab (Jazz, Rock'n Roll). Auch die deutsche Populärmusik (Peter Kraus) erhält Einzug in deutsche Wohnzimmer. In der Mode öffnet sich das „Tor zur Welt“, Modelle aus London, Paris und anderen Metropolen werden in Deutschland präsentiert. Noch gibt es Trümmergrundstücke in den Städten, kommen letzte Kriegsgefangene zurück (1955) und wohnen viele sehr beengt. Heimatfilme spiegeln die Sehnsüchte vieler Flüchtlinge nach ihrem Wiederankommen im eigenen Land wider. Leichte, klare und betont sachliche Formen bei Möbeln und Architektur versuchen, Abstand zu schaffen zum martialisch-emotionsgeladenen Stil der Nationalsozialisten. Mit dieser Tendenz erklärt sich auch die große Popularität, derer sich die abstrakte Malerei erfreut. Sie wird nahezu auf alle Lebensbereiche übertragen, bis hin zur Gestaltung von Stoffmustern. Eine Atmosphäre von Schweigen, Verdrängung und kaltem Krieg bestimmt das öffentliche Klima. Man hat genug von Politik und besinnt sich auf Ethik und Moral des Zusammenlebens. Gleichzeitig ist Kultur für viele junge Menschen Bedeutungsträger von Hoffnung, Aufbruch und Öffnung zur Welt.

Kultur der 1960er Jahre

Die nachfolgende Alterskohorte hat die Atmosphäre des Schweigens und der Entpolitisierung der 1950er Jahre als Kinder erlebt. Als Teens und Twens wachsen sie im wirtschaftlichen Aufschwung auf. Die Wohnungen werden größer, Familien können sich ein Auto leisten, einen Fernseher und in den Urlaub fahren. Es ist die Zeit von „AFN“, „Beat Club“, „Radio Luxemburg“ und Musik aus „Studio B“. Im Zuge der allgemeinen Politisierung wird auch Kultur politisch, was sich z.B. in den deutschen Autorenfilmen widerspiegelt (Ulrich Schamoni, Alexander Kluge) und schon länger bei der Literaturgruppe, der Gruppe 47. Kleidung und Frisur werden zum Ausdruck politischer Überzeugungen (lange Haare, Jeans, Parka und Ende der 1960er Hippie-Kleidung). Joseph Beuys wird zur Leitfigur der Politisierung in der Bildenden Kunst. Die Angehörigen der 68er-Generation sind die ersten Gewinner der allgemeinen Bildungsoffensive, Status erlangen sie eher über Bildung als über Besitz. Und diese schließt die aktive Auseinandersetzung mit Kunst und Kultur häufig ein.

Dies sind – an dieser Stelle bruchstückhaft wiedergegeben – allgemeine Überlegungen, die Tendenzen aufzeigen und helfen, eine Altersgruppe besser zu verstehen und gezielt Themen und Fragestellungen für sie zu erarbeiten. Zu diesem Ziel sei die Beschäftigung mit Kulturgeschichte allen Biografie-Arbeiterinnen und -Arbeiter angeraten. Wer dies tut, wird die Menschen im dritten Lebensalter besser verstehen – auf äußerst interessante und lustvolle Weise. Die individuelle Kulturbioografie erschließt sich jedoch im konkreten Arbeiten mit Menschen selbst. Im Folgenden sei dazu noch eine exemplarische Methode beschrieben.

Meine Kulturbioografie – ein Spiel

Dieses Spiel ist einfach herzustellen: Auf einem Bogen Flip-Chart-Papier werden mit dickem Stift verschiedene Kultursparten aufgeschrieben, z.B. Literatur & Schreiben, Essen & Trinken, Musik & Tanz, Kleidung & Mode, Wohnen... Fünf verschiedene Sparten sollten es sein, damit genügend Auswahl besteht, am besten in verschiedenen Farben. Alle werden doppelt auf das Blatt geschrieben, die gleichen Kulturformen sollten möglichst nicht nebeneinanderstehen. Man kann dazu auch noch Symbole zeichnen: ein Buch, ein Kleid...

Jetzt verbinden Sie die Räume mit einfachen Strichen miteinander. Es sollten möglichst viele Stationen miteinander verbunden sein. Das ist alles. Jetzt brauchen Sie nur noch verschiedenfarbige Spielfiguren und einen Würfel. Die Teilnehmenden bilden Kleingruppen von bis zu sechs Personen. Wenn Sie mehr als fünf, maximal sechs Personen sind, brauchen Sie weitere Spielpläne für weitere Gruppen.

Sie verteilen sich an Tische, an denen Spielpläne, verschiedenfarbige Spielfiguren und ein Würfel ausliegen. Sie wählen eine Figur und stellen sie außerhalb des Spielplans vor sich. Der Erste beginnt zu würfeln, startet an einer beliebigen Station und zieht je nach Anzahl der gewürfelten



Augen von Station zu Station. Er bleibt auf der schließlich erreichten Station stehen. Es besteht freie Wahl der Gehrichtung. Zu der Station, auf der die Figur zum Stehen kommt, wird erinnert. Also berichtet z.B. eine Frau über ein Buch, das sie als Jugendliche sehr beeindruckt hat und warum. Dann wird der Würfel reihum weitergegeben. Wenn jemand nochmals bei demselben Raum ankommt, hat er die Wahl, ob er nochmals würfelt oder ein weiteres Erlebnis zum selben Thema erzählt. Wichtig ist, dass immer sehr konkrete persönliche Erlebnisse geschildert werden.

Dies ist kein Spiel, bei dem es um das Gewinnen geht. Die Spielform dient dazu, Anregungen zum Erinnern zu geben und das Erzählen zu strukturieren. Denn wer gewürfelt hat, „ist dran“, die anderen hören zu und fragen nach, warten aber mit dem Erzählen eigener Erlebnisse, bis der Würfel zu ihnen kommt.

Wenn alle Stationen doppelt auf dem Blatt verteilt sind und wenn alle miteinander verbunden sind, ist es immer möglich, bestimmte Stationen zu vermeiden, zu denen man nicht erzählen möchte, und zu anderen zu gelangen, zu denen man lieber erzählt, da immer mehrere Wege möglich sind. Je nach Größe der Kleingruppe und Erzählfreude können 20 bis 30 Minuten Spielzeit angesetzt werden.

Weitere Informationen: www.lebensmutig.de

Literatur

Biografiearbeit

Christina Hölzle/Irma Jansen (Hrsg.) (2009): Ressourcenorientierte Biografiearbeit: Grundlagen – Zielgruppen – Kreative Methoden. Wiesbaden

Hubert Klingenberg (2007): Lebenslauf. 365 Schritte für neue Perspektiven. München

Hans Georg Ruhe (2003): Methoden der Biographiearbeit. Lebensspuren entdecken und verstehen. 2. korrigierte Auflage. Weinheim

Sabine Sautter u.a. (Hrsg.) (2004): Evangelisches Bildungswerk München. Leben erinnern. Biografiearbeit mit Älteren. Neu-Ulm

Kulturgeschichte

Axel Schildt/Detlef Siegfried (2009): Deutsche Kulturgeschichte. Die Bundesrepublik – 1945 bis zur Gegenwart. München

Ausstellungen

Franz Kotteder/Eberhard Wolf (2005): Der Krieg ist aus. Erinnern in München nach 1945. Süddeutsche Zeitung GmbH, München

Pam Schweitzer/Angelika Trilling (2005): Making Memories Matter – Erinnerungen Raum geben. Kassel

DVD

Rendezvous unterm Nierentisch – Die Wirtschaftswunderwelle – Die wilden Fünfziger in einer turbulenten Collage aus Werbefilm und Wochenschau – Realsatire und amüsanter Aufklärungskino: Ein Glücksfall. 85 Min.

Sabine Sautter, Dipl.-Sozialpädagogin (FH), war 17 Jahre lang Referentin für Seniorenbildung, bis 2009 Koordinatorin des Kulturführerscheins® in Bayern. Heute ist sie Leiterin der Volkshochschule Murnau, Vorstandsvorsitzende von LebensMutig – Gesellschaft für Biografiearbeit e.V. und Lehrtrainerin für Biografiearbeit.



Die Früchte des Lebens ernten

Biografie-Theater im Seniorenzentrum

Von Susanne Vedder

Beim Biografie-Theater spielen die Bewohnerinnen und Bewohner aus Seniorenzentren, auch Menschen mit Demenz, improvisierte Theater-Szenen. Die Biografie-Arbeit ist dabei wichtiger Bestandteil.

„Begabte Betagte: Lampenfieber? Aber nicht die Spur! Dafür haben die Darstellerinnen und Darsteller einfach zu viel Lebenserfahrung. Kurz vor der Aufführung sitzen die Mitglieder des Alten-theater-Ensembles im Haus Thiele in Radevormwald gelassen im Halbkreis und warten auf ihren Auftritt. – Alles ist wie beim richtigen Theater.“ So war es im April 2010 in den Remscheider und Radevormwalder Zeitungen zu lesen, denn dort wurde über drei Monate einmal wöchentlich geprobt und anschließend den Bewohnerinnen und Bewohnern sowie Angehörigen des Hauses eine gelungene Aufführung präsentiert.

Das Biografie-Theater hat sich aus meiner Tätigkeit als Leitung des Sozialen Dienstes in einem Seniorenzentrum und meiner Leidenschaft für das Theater entwickelt. Das Konzept des Biografie-Theaters setzt sich zusammen aus Elementen der Theaterpädagogik, u.a. spezielle Aufwärmübungen, Pantomime, Improvisation und der Biografie-Arbeit, wobei Erinnerungen durch Erzählungen und anhand von Requisiten aus den „alten Zeiten“ geweckt werden und daraus kleine Szenen entstehen.

Nicht in jedem Kurs kommt es zu einer Aufführung, denn der Spaß – nicht eine angestrebte Aufführung – steht an erster Stelle. Ist aber ein Ensemble bereit dazu, wie die Darstellerinnen und Darsteller des Seniorenheims Haus Thiele, ist mir eine gelungene Inszenierung sehr wichtig, sodass Teilnehmende wie Zuschauer ihre Freude daran haben.

Beim „Bio-Theater“, wie eine Darstellerin es liebevoll nannte, spielen fitte, körperlich gehandicapte und auch Menschen mit Demenz, die sich an Geschichten früherer Zeiten erinnern und auch äußern können, mit. Einige sind aktiver, einige etwas weniger. Das ist auch gut so, denn beim Theater



gibt es Akteure und Zuschauer.

Gespielt werden u.a. Szenen in einem exquisiten Hutgeschäft, wo eine anspruchsvolle Dame einen ausgefallenen Hut fürs Pferderennen kauft. Ihren Gatten hat sie direkt mitgebracht, er braucht nur noch das Scheckheft zu zücken. Oder: auf dem Flohmarkt ist eine intakte, äußerst sehenswerte Standuhr gleich zwei interessierten Damen gleichzeitig ins Auge gefallen. Dass es dabei zu keinem leichten Kauf kommt, die Kundinnen Durchsetzungsvermögen und der Verkäufer diplomatisches Geschick beweisen müssen, ist vorprogrammiert.

Doch brauchen einige Teilnehmende, gerade Menschen mit Demenz, viel Zeit, bis sie in der Lage sind, kleine Szenen zu spielen. Umso erfreulicher ist es für die Mitspielenden und für mich, wenn solche Momente geschehen. Beispielsweise durften wir solch einen Moment bei der Flohmarkt-Szene erleben. Eine Teilnehmerin mit Demenz, sie spielte die Rolle einer Kundin, war bei den Proben eher zurückhaltend. Aus den biografischen Erzählungen wusste ich, dass sie früher Verkäuferin war und gelernt hat, sich durchzusetzen. In den Vorübungen dieser Probe beschäftigten wir uns mit dem Thema „sich durchsetzen“. Als sie nun die Rolle der Kundin spielte, wurden ihre Erfahrungen aus Verkaufsgesprächen und ihr Durchsetzungsvermögen geweckt, und es war bewundernswert, wie sie über sich selbst hinausgewachsen ist. Am Ende der Szene hat sie natürlich die Standuhr erstanden und sogar von 200 DM auf 100 DM heruntergehandelt!

Am Anfang eines Kurses geht es erst einmal darum, sich kennenzulernen, Vertrauen auf- und Hemmschwellen abzubauen. In diesem Zusammenhang zitiere ich gerne Max Reinhardt, Schauspieler und Regisseur, der 1928 in einer Rede über Schauspielerinnen und Schauspieler sagte: „Ich glaube an die Unsterblichkeit des Theaters, es ist der seligste Schlupfwinkel für diejenigen, die ihre Kindheit heimlich in die Tasche gesteckt und sich damit auf und davon gemacht haben, um bis an ihr Lebensende weiterzuspielen.“

Hat sich aber eine feste Gruppe zusammengefunden, entwickelt sich eine ganz besondere, positive Atmosphäre, es wird viel gelacht und die Akteure blühen regelrecht auf. Das gibt Lebensfreude und steigert das Selbstwertgefühl. Dazu ist die Unterstützung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Sozialen Dienste und der Angehörigen wichtig, wie die Tochter einer blinden Spielerin berichtete: „Anfangs musste ich meine Mutter überreden, mitzumachen. Mittlerweile erzählt sie mir immer ganz begeistert von den Proben.“

Es macht mir großen Spaß, die Erfolge dieser Art der Theaterarbeit zu erleben. Gerade bei Menschen mit Demenz ist es im Anfangsstadium der Erkrankung wichtig, das Selbstwertgefühl zu stärken. Durch das „Auseinanderfallen“ der Persönlichkeit und den Realitätsverlust ist das Erleben des Gefühls „intakt zu sein“ und die Integration in die Gemeinschaft von großer Wichtigkeit. Der Psychogerontologe Huub Buijssen hat es in seinem Buch „Senile Demenz“ treffend beschrieben: „Jeder Mensch hat das Bedürfnis nach Selbstwertgefühl. Er kann dies nur dadurch aufrechterhalten, dass er in bestimmten Augenblicken erfährt, dass er was kann. [...] Er hat trotz seiner Behinderung oder Schwächen das Gefühl Mensch zu sein.“

Demenz ist zwar nicht heilbar, doch ist das Theaterspielen eine hervorragende Möglichkeit, sich dem Menschen mit Demenz anzunähern und dadurch noch viel bei und mit ihnen zu erreichen.

Weitere Informationen: www.biographietheater.de

Susanne Vedder, Dipl.-Sozialpädagogin und Theaterpädagogin, ist Dozentin am Fachseminar für Altenpflege in Köln, Bonn, Gummersbach und Essen und leitet verschiedene Biografie-Theater-Projekte in Alteinrichtungen.

Anhang

Die Weiterbildung „Kulturgeragogik“

Kulturarbeit mit Älteren

In der einjährigen Weiterbildung „Kulturgeragogik“ lernen die Teilnehmenden, wie qualitativ hochwertige Kulturarbeit mit Älteren angeleitet und in die Praxis umgesetzt werden kann. Die Weiterbildung thematisiert, wie mit künstlerischen und kulturpädagogischen Mitteln mit Älteren in unterschiedlichen Lebenslagen gearbeitet werden kann. Neben Erkenntnissen aus den Nachbar-disziplinen Geragogik, Gerontologie und Kulturmanagement werden methodische und didaktische Grundlagen zu Musik, Theater, Bildender Kunst, Literatur, Tanz und Medien behandelt. Studienbegleitend führen die Teilnehmenden ein eigenes Praxisprojekt durch.

Die Weiterbildung richtet sich an Fachkräfte der Sozialen Arbeit, Altenhilfe und Pflege sowie an Kulturpädagoginnen und -pädagogen, Künstlerinnen und Künstler. Sie endet mit einem Abschlussverfahren, durch das bei Bestehen das bewertete Zertifikat „Kulturgeragogin/Kulturgeragoge“ erworben wird.

Fachliche Leitung:

Prof. Dr. Hans Hermann Wickel, FH Münster
Almuth Fricke und Kim de Groote, IBK

Die Weiterbildung umfasst 144 Unterrichtsstunden in 8 Präsenzphasen mit folgenden Inhalten:

- Alter(n) aus biologischer, soziologischer und psychologischer Sicht
- Bedeutung von kultureller Aktivität im Alternsprozess
- Bildung und Lernen im Alter und intergenerationelles Lernen
- Haltungen und Orientierungen
- Umgang mit Beeinträchtigungen im Alter
- Biografie- und Erinnerungsarbeit
- Kulturarbeit mit Menschen mit Demenz
- Methoden der generationenübergreifenden Arbeit
- Methoden der interkulturellen Kulturarbeit
- Musikgeragogik
- Theaterarbeit
- Bildende Kunst
- Tanz
- Schreibwerkstätten und Erzählen
- Medienpädagogik im Dialog der Generationen
- Humor in der Altenarbeit
- Projekt- und Finanzmanagement

Weitere Informationen: www.kulturgeragogik.de

Kompetenz für Bildung und Kultur im Alter

Ein Arbeitsfeld des Instituts für Bildung und Kultur

Das Institut für Bildung und Kultur e.V. (IBK) in Remscheid wurde 1984 als Einrichtung der Forschung und Modellentwicklung gegründet. Mit seinen Projekten stärkt und fördert das Institut die kulturelle Teilhabe und Bildung aller Generationen und beschäftigt sich mit den Wirkungen gesellschaftlichen Wandels auf die Kultur. Ein zentrales Arbeitsfeld des IBK ist der demografische Wandel und seine Auswirkungen auf die Kultur sowie die Potenziale und Chancen von Kultureller Bildung im Alter.

Mit dem Projekt „mehrKultur55plus“ hat das Institut zwischen 2004 bis 2007 einen NRW-weiten Dialog zu den Potenzialen von Kultur und den Chancen der Kulturwirtschaft im demografischen Wandel initiiert. Zeitgleich entstand das Europäische Netzwerk für Kultur im Alter „age-culture.net“, das vom IBK koordiniert wird. In den Jahren 2007 bis 2008 erhob das IBK eine Bestandsaufnahme kultureller Bildungsangebote für Ältere in Deutschland, 2010 bis 2011 eine „Studie zur künstlerisch-kulturellen Praxis mit Menschen mit Demenz“ im Auftrag desselben Ministeriums. Seit 2010 kooperiert das IBK mit der Fachhochschule (FH) Münster und bietet die berufsbegleitende, zertifizierte Weiterbildung „Kulturgeragogik“ an, gefördert durch das Ministerium für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter des Landes NRW (MGEPA NRW).

Die Erfahrungen aus der langjährigen Projektarbeit führten zur Gründung der **Fachabteilung kubia – Kompetenzzentrum für Kultur und Bildung im Alter** als Forum für alle, die Kultur und Bildung von und für ältere Menschen ermöglichen. Es fördert das Potenzial künstlerischer und kultureller Aktivitäten für die Gestaltung einer lebenswerten „Gesellschaft des langen Lebens“.

Angebote von kubia:

- **Forschung:** Expertise und Entwicklung von Methoden und Didaktik Kultureller Bildung für Ältere
- **Beratung** für Kultureinrichtungen, Kommunen, Verbände und Unternehmen
- **Bildung und Fortbildung** für Fachkräfte aus Kultur-, Bildungs- und Sozialbereich und für kulturaktive Ältere in der Reihe „kulturkompetenz 50+“
- **Vernetzung** von Künstlerinnen und Künstlern, Kulturanbietern und Bildungsfachkräften in Deutschland und Europa
- **Kooperation und Modellentwicklung**
- **Service:** Internetplattform, Beratung über Fördermöglichkeiten, Infoletter, Themenmagazin, Vermittlung von Kooperationspartnern

Weitere Informationen: www.ikb-kubia.de

Weiterführende Literatur

- Johanna Maisey Boyer (2007): *Creativity Matters: The Arts and Aging Toolkit*. Washington.
[<http://artsandaging.org>, 24.11.2011]
- Elisabeth Bubolz-Lutz/Eva Gösken/Cornelia Kricheldorf/Renate Schramek (2010):
Geragogik. Bildung und Lernen im Prozess des Alterns. Das Lehrbuch. Stuttgart
- Gene D. Cohen (2006): *Vital und kreativ. Geistige Fitness im Alter*. Bielefeld
- Deutscher Kulturrat (2009): *Kultur ein Leben lang. Stellungnahme des Deutschen Kulturrates und der Bundesarbeitsgemeinschaft der Senioren-Organisationen*.
[www.ibk-kubia.de/images/image/StellungnahmeKulturundAlter.pdf, 24.11.2011]
- Karl Ermert (2009): *Was ist kulturelle Bildung?*
[www.bpb.de/themen/JUB24B,0,0,Was_ist_kulturelle_Bildung.html, 24.11.2011]
- Karl Ermert/Almuth Fricke (2009): *Visionen für Generationen. Kommunale Strategien im demografischen Wandel aus kultureller Perspektive*. Wolfenbüttel
- Karl Ermert/Thomas Lang (Hrsg.) (2006): *Alte Meister. Über Rolle und Ort Älterer in Kultur und kultureller Bildung*. Wolfenbüttel
- Karl Ermert/Thomas Lang (Hrsg.) (2008): *Alte Meister. Wie Ältere Kompetenzen in kultureller Bildung leben und nutzen*. Wolfenbüttel
- Almuth Fricke/Sylvia Dow (eds.) (2009): *Cultural Participation and Creativity in Later Life. A European Manual*. München
- Almuth Fricke/Thorben Winter (Hrsg.) (2011): *Kultur im demografischen Wandel. Impulse für die kommunale Kulturarbeit*. München
- Kim de Groote/Almuth Fricke (Hrsg.) (2010): *Kulturkompetenz 50+. Praxiswissen für die Kulturarbeit mit Älteren*. Hrsg. vom Institut für Bildung und Kultur. München
- Kim de Groote/Flavia Nebauer (2008): *Kulturelle Bildung im Alter. Eine Bestandsaufnahme kultureller Bildungsangebote für Ältere in Deutschland*. Hrsg. vom Institut für Bildung und Kultur. München
- Theo Hartogh/Hans Hermann Wickel (2008): *Musizieren im Alter. Arbeitsfelder und Methoden*. Mainz
- Wolfgang Hippe/Norbert Sievert (2006): *Kultur und Alter. Kulturangebote im demografischen Wandel*. Essen
- Susanne Keuchel/Benjamin Weil (2010): *Lernorte oder Kulturtempel. Infrastrukturhebung: Bildungsangebote in klassischen Kultureinrichtungen*. Köln
- Susanne Keuchel/Andreas J. Wiesand (2008): *Das KulturBarometer 50+. Zwischen Bach und Blues...* Bonn
- Reinhold Knopp/Karin Nell (2007): *Keywork. Neue Wege in der Kultur- und Bildungsarbeit mit Älteren*. Bielefeld
- Orla Moloney (2006): *Age & Opportunity Guidelines for Working with Older People in the Arts. A Ressource for Bealtaine Organisers and Others Involved in the Arts and Older People*. Dublin
- Flavia Nebauer/Kim de Groote (2012): *Auf Flügeln der Kunst. Ein Handbuch zur künstlerisch-kulturellen Praxis mit Menschen mit Demenz*. Hrsg. vom Institut für Bildung und Kultur. München (in Vorbereitung)
- Richard Stang (2009): *Kulturelle Erwachsenenbildung*.
[www.bpb.de/themen/V8094W,0,0,Kulturelle_Erwachsenenbildung.html, 24.11.2011]
- Hans Hermann Wickel/Theo Hartogh (2011): *Praxishandbuch Musizieren im Alter. Projekte und Initiativen*. Mainz

Impressum

Kulturarbeit mit Älteren 
KULTURGERAGOGIK

Das Projekt „Kulturgeragogik – Kulturarbeit mit Älteren“ wird von September 2010 bis August 2012 gefördert vom Ministerium für Gesundheit, Emanzipation, Pflege und Alter des Landes Nordrhein-Westfalen, Referat Demografischer Wandel, gesellschaftliche Teilhabe im Alter, Dr. Claus Eppe (www.mgepa.nrw.de).

gefördert vom: **Ministerium für Gesundheit,
Emanzipation, Pflege und Alter
des Landes Nordrhein-Westfalen**



Ein gemeinsames Projekt von:



Der Fachtag Kulturgeragogik fand in Kooperation mit der Akademie Franz Hitze Haus statt.



Projektmanagement: Kim de Groot
Fachleitung: Almuth Fricke und Hans Hermann Wickel

Herausgeber:
Almuth Fricke, Kim de Groot
Institut für Bildung und Kultur e.V. (IBK)
Küppelstein 34
D-42857 Remscheid
Fon +49 (0)2191 794 296
Fax +49 (0)2191 794 290
de-groote@ibk-kultur.de

www.kulturgeragogik.de

Bildrechte: Titel und S. 8 Stephan Eichler, S. 19–20 JFF – Institut für Medienpädagogik,
Projekt „Generationen im Dialog“, S. 22 Michael Hagedorn,
S. 23 Florian Oliver Schlecht, S. 26–28 Jane Dunker, S. 33–34 Sabine Sautter,
S. 37 Susanne Vedder

Gestaltung: Simone Kratz, WMLhoch2, Billerbeck
Redaktion: Helga Bergers, Redaktionsdepot, Köln

Copyright 2011 für alle Beiträge und die gesamte grafische Gestaltung liegt beim Institut für Bildung und Kultur e.V. (IBK) Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck, Aufnahme in Online-Dienste und Internet, Vervielfältigung auf Datenträger wie CD-ROM etc., auch auszugsweise, nur nach vorheriger schriftlicher Zustimmung des Herausgebers.

Kulturarbeit mit Älteren 
kulturGeragogik

Institut für Bildung und Kultur e.V. (IBK)
Küppelstein 34
D-42857 Remscheid

Fon +49(0)2191 794 296
Fax +49(0)2191 794 290

de-groote@ibk-kultur.de

www.kulturgeragogik.de